

Hermannstädter Zeitung

vereinigt mit dem

Siebenbürger Boten.

Verkauf:
außer der Sonn- und
Feiertage täglich.
Kostet für das halbe Jahr
5 fl., das Vierteljahr 2 fl.
60 kr., ein Monat 85 kr.
Mit Zustellung in das
Haus 1 fl.
Eingelie Nummern 6 kr.
Mit
Postversendung:
Im Inland:
halbjährig 7 fl., viertel-
jährig 3 fl. 50 kr. d. B.
Im Ausland:
halbjährig 4 fl. 50 kr.
Verleger und Eigentümer:
Th. Steinhausen's Erben.
Für die Redaction verant-
wortlich:
Georg Essig.

Insertate
aller Art werden in der
Steinhausen'schen Buch-
druckerei angenommen; für
Wien bezogen dieselben:
Hassenstein & Vogler,
Jnl.-Exp., Wallfischgasse 10
ferner die Annoncen-Br.
A. Oppalik, Stubenbastei 2
Bötter & Comp., I. Wiener-
gasse 18, R. Mosse, Seiler-
gasse 2; für's Ausland:
Hassenstein & Vogler in
Berlin, Hamburg, Frank-
furt am Main, Pafel und
Paris; Adolph Steiner, Ann-
Exp., Hamburg.
Der Raum einer einseitigen
Zeile in der ersten Spalte
kostet einmahligen Einrückens
7 kr., das 2. Mal 6 kr., das
3. Mal 5 kr. 50. 10. 12. 15. 20.
Stempelgebühr 80 kr.

Abonnements-Bureau: In Mediasch bei J. Hedrich's Erben, Buchhändler; in Schässburg bei Herrn C. F. Erlar, Buchhändler; in Szasz-Reen bei Herrn A. Dengjel, Kaufmann; in Broos bei Herrn J. F. Leonhard Kaufmann; in Mühlbach bei Herrn J. Leonhard, Kaufmann; in Klausenburg bei Herrn J. Stein, Buchhändler; in Blotz bei Herrn M. Haupt, Buchhändler; in Kronstadt bei Herrn Heinrich Zeldner, Buchhändler; in Hermannstadt, Unterstadt, bei Herrn Josef Winkler, Kaufmann, Ed der Bürgergasse woselbst die Abonnements-Beträge franco erbeten werden.

Nr. 72. Hermannstadt, Samstag am 27. März 1880. 95. Jahrgang.

Der h. Feiertage wegen erscheint das nächste Blatt
Dienstag (30. März).

Pränumerations-Einladung

auf die
Hermannstädter Zeitung v. m. d. Siebenbürger Boten.

Da mit Ende dieses Monats die Pränumerations der „Hermannstädter Zeitung v. m. d. Siebenbürger Boten“ für das I. Quartal 1880 schließt, so erlauben wir uns die verehrten Abonnenten zur weiteren Theilnahme höflichst einzuladen.
Die Pränumerations-Bedingungen sind wie bisher:

In loco:	Mit Postzustellung:
2 fl. 50 kr. für April bis Ende Juni . . . 3 fl. 50 kr.	5 fl. — für April bis Ende September . . . 7 fl. —
5 fl. — für April bis Ende December . . . 10 fl. 50 kr.	— fl. 85 kr. für den Monat April . . . 1 fl. 20 kr.
1 fl. — für den Monat April . . . 1 fl. 20 kr.	Mit Zustellung ins Haus

Die Administration

der „Hermannstädter Zeitung v. m. d. Siebenbürger Boten.“

Politische Uebersicht.

Hermannstadt, 26. März.

In Angelegenheit der kroatischen Ausgleichs-Verhandlungen ist nach einer Mittheilung des „Pesti Napló“, der Banus von Kroatien bemüht, ein Compromiß zu Stande zu bringen. Diesbezüglich werden gegenwärtig Verhandlungen zwischen der ungarischen Regierung und dem Banus gepflogen.
Der Salzburger Episcopat richtete an die österreichische Regierung ein Memorandum gegen die Schulgesetze, in welchem die Herstellung der confessionellen Schule verlangt wird.
Die Gazeta Narodowa erzählt von einem Mitgliede der Föderalisten-Partei, daß die Autonomisten in der letzten im Beisein der Minister abgehaltenen Konferenz nur in ganz allgemeinen Umrissen ihre Wünsche formuliert und die Stellung angedeutet haben, welche die Regierung dieser Partei gegenüber fortan einnehmen soll. Nach den Osterferien werden die Beratungen mit dem Großen Taaffe fortgesetzt und die näheren Details des von der Rechten befürworteten Projectes besprochen werden. Der Gewerksmann der Gazeta Narodowa versichert, die Autonomisten hätten schon aus dem Verlaufe der ersten Konferenz die Uebersetzung gewonnen, daß Graf Taaffe aufrichtig bestrebt sei, eine Verständigung mit der Rechten herbeizuführen, und daß eine solche Verständigung auch möglich sei.
In der Verwaltung Bosniens und der Herzegovina ist auch das mahomedanische Element vertreten. Es sind bei der Verwaltung in Sarajewo zwei höhere mahomedanische Beamte, ein Conceptualbeamter und ein Chef des Uebersetzungs-Bureaus, angestellt. Bei dem Obergerichte fungieren zwei Beamte, ein Muschik und ein Kadi; ferner sind bei jedem der sechs Kreisgerichte je ein Kadi angestellt. Bei der politischen Verwaltung fungieren ein mahomedanischer Adjunct, acht Kaimakams und sechszehn Muschiks. Alle nach türkischen Religionsgesetzen zu entscheidenden Angelegenheiten sind den Scheriat-Gerichten überlassen. Die mahomedanischen Muschikschulen und die Dierpriester erhalten staatliche Subventionen. In den Mittelschulen wird das Türkische ge-

lehrt und Religions-Unterricht durch Hofschas erteilt. Bei dem Beirathssteife trägt die österreichische Besatzung dem mahomedanischen Ritus durch militärische Ehren Rechnung. Bemerkenswerth ist noch, daß diese Beamtenposten sich nicht in den Händen fremder, sondern einheimischer, d. h. bosnischer und herzegowinischer Mahomedaner befinden.
Jetzt, wo unsere Bataillone zum Schutze des Reiches an die Grenze eilen, beilen sich auch die italienischen Minister und Deputirten, als die wärmsten Vobredner der Freundschaft Oesterreich-Ungarns aufzutreten. Leute, deren Partei noch vor sehr kurzer Zeit Oesterreich-Ungarn nur als zeitlichen Verwalter italienischer Länder gelten lassen wollte, rufen jetzt im Parlamente: „Wenn Oesterreich-Ungarn nicht wäre, müßte es für Italien erkunden werden, denn es bildet einen unersehbaren werthvollen Wall des Königreiches.“ Zu diesen italienischen Complimenten paßt wohl nichts besser, als die Hoffnung unserer Liberalen, daß nunmehr eine recht herzliche und langauernde Freundschaft mit unseren werthen Nachbarn (den Italienern) sich herauswachsen werde.

Die „Nordd. Allg. Ztg.“ sagt: „Nirgends werde der Verlauf der englischen Wahlen mit solcher Spannung betrachtet, wie in Italien. Die italienische Presse aller Parteien bezeuge sich in dem Wunsche des Sturzes des jetzigen Ministeriums und habe Grund zu solchem Wunsche. So buntschickig auch die Masse sei, welche zum Sturze gegen das Tory-Cabinet in Bewegung gesetzt werde, über die auswärtige Politik eines Ministeriums Hartington oder Granville oder Gladstone lassen sich ziemlich sichere Berechnungen machen.“ Die „Nordd. Allg. Ztg.“ führt einzelne Momente aus, auf welche die italienische Presse ihre Erwartungen stützt und sagt schließlich: „Von der Ministerbank aus und unter dem Gesühle der Verantwortlichkeit pflegen Dinge sich anders auszunehmen, als in der Opposition, unter der selbstauferlegten Verpflichtung, Alles, was die Regierung thut, zu tabeln. Immerhin müßte man, wenn die Italiener mit ihrem Vorgefühle Recht hätten, schließen, daß das Verbleiben der Tories ein Pfand des europäischen Friedens sei, ein Cabinetwechsel aber irgendwo einen Krieg bedeuten würde, den England wahrscheinlich irrthümlich auf sich beziehen zu können glauben würde.“

Die „France“ will wissen, der französische Botschafter beim Quirinal, Marquis de Noailles, habe den Befehl erhalten, Rom mit Urlaub zu verlassen und von seinem Posten so lange abwesend zu bleiben, bis die italienische Regierung einen Nachfolger des Generals Giabini ernannt habe.
Marquis of Hartington hielt am 22. d. eine Wahlrede, in welcher er entschieden gegen die Tripel-Allianz zwischen England, Deutschland und Oesterreich-Ungarn protestierte. Er habe nichts gegen Oesterreich-Ungarn und Deutschland einzuwenden, aber Angesichts der gegenwärtigen Zustände in Europa wäre eine solche Allianz als mehr oder weniger gegen gewisse andere Mächte Europas gerichtet angesehen werden. So sehr England auch bestrebt ist, den europäischen Frieden aufrecht zu erhalten, würde es doch kein Bündnis zulassen, welches ein Mißtrauen oder ein Uebelwollen gegen Frankreich anderte.

In der Sitzung des britische Oberhauses erklärte Craunbrook am 23. d., General Stewart werde den Rückweg nach Indien über Suez antreten. Es sei ungewiß, ob er es für nöthig finden werde, Suez anzugreifen. Weiters erklärte Craunbrook auf die Anfrage Durans, es sei noch nicht möglich, die Grenzlinie von Afghanistan festzustellen oder anzugeben, durch welche Mittel man die Suprematie über Afghanistan herzustellen beabsichtigt. Die Provinz Herat sei nicht von so großer Wichtigkeit und noch weniger dann, wenn England den District Kandahar und mehrere Pässe besitze. Bezüglich Herats bestehe kein Einverständnis mit Rußland, ebensowenig wie mit Persien. Unter gewissen Umständen aber dürfte es nicht so gefährlich sein, wenn Persien Herat

besitzen würde. Alle diese Fragen müßten vorderhand ungelöst bleiben, bis die Regierung sehe, was im Frühjahr geschehe. Craunbrook hofft die baldige Pacification von Afghanistan, und daß dasselbe bei gehörigen Vorsichtsmaßregeln von eigenen Herrschern regiert werde. — Die „Times“ melden aus Konstantinopel: Die Briganten haben den Obersten Synge freigelassen.

Der Großherzog von Meffa, welcher, als er am 14. März in Djeddah einzog, von einem als Dermisch gelleiteten Individuum durch Dolmetscher verwundet wurde, ist am 22. d. gestorben. In einer Depesche an den englischen Botschafter Sir Henri Layard wird der Mörder als ein Perser und Fanatiker bezeichnet. — Savas Pascha bereitet in Verantwortung des Protestes Layard's gegen die Finanz-Convention vom 22. November 1879 eine Note vor, in welcher er ausführt, daß die Convention keine Neuerung sei, sondern eine einfache Umgestaltung im Interesse der Besitzer der diversen Schuldtitel, welche insgesammt in derselben Lage, wie die Besitzer der Schuldtitel vom Jahre 1862 sind.

Die sibirische Provinzial-Verammlung ist am 23. d. wieder zusammengetreten. Die Session dauert bis zum 12. April. Beraten werden: das Budget bis zum 13. März 1881, das Preßgesetz, der Eisenbahnbau nach Burgas und das Agrargesetz.

Die im Washingtoner Repräsentantenhause eingebrachten Resolutionen bezüglich der Aufhebung jenes Vertrags, welcher England seitens der Unionstaaten zu einem gemeinsamen Protectorate über die Communicationsmittel im Atlantischen und Stillen Ocean zuläßt, und bezüglich der Hintanhaltung des Panama-Canal-Baues, der zu gefährlichen politischen Verwicklungen führen würde, sind einem Ausschusse überwiesen worden.

Das Bundesgericht erklärte das Gesetz, welches den Corporationen die Verwendung chinesischer Arbeiter verbietet, für inconstitutionell.

Island.

Wien, 24. März. (Zum „Grenzboten“-Artikel über die Vorgeschichte des austro-ungarisch-deutschen Bündnisses.) Die Einzelheiten, welche die „Grenzboten“ zur Geschichte des österreichisch-ungarisch-deutschen Bündnisses veröffentlicht haben, begreiflicher Weise auch in Wien bedeutendes Aufsehen gemacht. Für solche Persönlichkeiten, die berufsmäßig die intimen politischen Vorgänge kennen und dieselben unangefasst zu verfolgen veranlaßt sind, haben die Einzelheiten der „Grenzboten“ allem Anscheine nach nur in einem einzigen Punkte etwas Neues gebracht, nämlich in dem Punkte, daß Fürst Bismarck wirklich und ernstlich geglaubt haben sollte, Oesterreich-Ungarn, das Wiener Cabinet, Graf Andrassy könnten, zumal in den letzten Jahren, nach dem russischen Orientfeldzug, eine Allianz mit Rußland eingehen oder auch nur auf ein Einvernehmen mit Rußland, und zwar gegen Deutschland, sich einlassen.

Diese Angabe der „Grenzboten“ scheint in Wien überrascht zu haben, und nur im Zusammenhang mit dieser Angabe kann man sich die Schlußwendung in „Grenzboten“ Artikel erklären, daß „Oesterreich allzeit viel mehr Vertrauen, oder richtiger gesagt, viel weniger Mißtrauen einflößen wird als Rußland“. Hätte jener Verdict vor dem russischen Kriege bestanden, etwa zur Zeit der Mission Sumaroff, er wäre beargwöhnt gewesen; man weiß aber, daß dieser russische Genöth mit leeren Händen Wien verließ. Allerdings hat man gar keine Veranlassung, zu leugnen, daß Rußland auch später noch ernstliche Versuche machte, sich mit Oesterreich-Ungarn zu verständigen. Wir erinnern daran, daß wir im Spätherbst 1873, im nachfolgenden Winter und im Frühjahr 1879 wiederholt verschiedene Andeutungen brachten, daß man sich von russischer Seite große Mühe gebe, Oesterreich-Ungarns Freundschaft zu erlangen.

Fenilleton.

Doctor Davenal.

Eine Geschichte aus dem wirklichen Leben, nach dem Englischen, von Mrs. G. W. ob. (43. Fortsetzung.)

Ein eintretender Besuch machte dem Gespräch ein Ende. Oswald stand am Kamin und verwandte keinen Blick von Sara; indeß sein eigenes Gesicht erhellte und gesammelt blieb, entging ihm keine Bewegung in den Mienen des armen Mädchens.
Der Besuch war Mr. Barker. Mark empfing ihn mit einem lauten Freudengruß.
Große Neuigkeiten, superbe Neuigkeiten, rief Barker diesem zu. Eine frische Ader ist entdeckt worden!
Wirklich! Schrie Mark mit funkeln Augen.
Ja, so ist's, Dutton ist's gestern darauf gestoßen. Ah! Gentlemen! fuhr Barker, in seinem Entzückensstadium sich an die Gesellschaft wendend, fort, mir schwindelt fast, wenn ich an die Ziffer denke, auf die unser Reichthum sich schwingen kann! He! Mark, alter Bursche, ich hoffe, Deine Erfolge werden uns nicht nach Bedarf schiden, wie das schon mit ein paar unglücklichen Besitzern von zu viel Millionen der Fall gewesen?
Wiß Bettina, die ihr Aeußerstes gethan, zu verstehen, wovon die Rede war, räusperte sich.
Es ist ziemlich viel Wahrscheinlichkeit vorhanden, sagte sie trocken, daß die Gentlemen der Versorgungsanstalt bedürfen.
Der Hieb kam so unerwartet, daß Mr. Barker starr der alten Dame in's Gesicht blickte. Er hatte sie früher niemals hier begegnet.
Werken Sie nicht auf das, was sie redet, es ist nur unsere alte, taube Tante, die so wenig hört, als ein Laternenpfahl.
Aber Mr. Barker war empfindlich und er wandte sich zu ihr und sagte mit eindringlichem Tone: Wie, geehrte Dame? Was sagten Sie da?
Ja sagte, versetzte die unerbittliche Bettina, daß ich nie das alte

Sprichwort vergessen kann, das ich in jungen Tagen gehört und das da lautet: Wer in Zeit von zwölf Monaten ein reicher Mann sein will, der ist gewiß in einem halben Jahre ein Bettler. Ich weiß, was der Bergbau für Früchte trägt, Sir, und wenn es anfangs noch so glänzend damit bestellt ist.

Mr. Barker drehte ihr entrüstet den Rücken zu; in seinen Augen war diese Dame nicht viel mehr, als eine Narrin. Er lehnte sich der übrigen Gesellschaft zu, die er mit seiner Beredsamkeit überzeuge, daß ein besondrer Glückstern über diesem Unternehmen walle. Namentlich nicht der gute Doctor Ford in bewundernder Zustimmung.
Wann wird die Waare zu Markt gebracht werden? fragte nun Oswald Gray, sich in das Gespräch mischend.

In ungefähr sechs Wochen. Wir hätten früher damit anfangen können, aber wir warteten lieber, bis dann die Veräußerung des Metalls ohne Unterbrechung fortgesetzt werden kann. Gold! ein Blei, als das unsere, ist nicht auf dem ganzen Plage zu haben, sage ich, und alle anderen Speculanten in dem Artikel machen bereits allenthalben Gesichter.
Mr. Barker war eben nicht besonders wäherlich in seinen Expectationen und nahm es auch zumißt nicht mit der Wahrheit allzu pünktlich. Er rieb sich triumphirend die Hände, die, beiläufig gesagt, so roth waren, als seien sie selber beim Minengraben thätig gewesen.

Was ist das doch für ein sonderbarer Name, den die Actiengesellschaft führt? fragte Dr. Ford. Wir haben uns in Hallingham bereits die Köpfe darüber zerbrochen, wie das eigentlich gesprochen wird, Schwedyn!
Ja, das ist so ein Localwort aus Süd-Wales, versetzte leichtsin Mr. Barker. Wir haben es für den Platz beibehalten müssen, ziehen es jedoch vor, uns der vorstehenden und gerechteren Benennung zu bedienen.

Oh! was gibts?
Die Frage galt einem Lakien, der mit einer telegraphischen Depesche auf silbernem Plateau eingetreten war. Die Depesche war an Mr. Barker selber adressirt.
Mr. Barker's Lakie hat sie von Plectabilly hergebracht; er dachte, es könne dringend sein, flüsterte der Diener.

Laß sehen. Woher? Wales? Ah! noch eine Ader entdeckt, ich weiß!

Damit trat Barker zu einem der Armleuchter. Er starrte mit weitgeöffneten Augen auf die Depesche, als er sie erbrochen, als vermöchte er den Sinn der Worte, die sie enthielt, nicht zu fassen, und ein merkwürdiger Zug von Entsetzen und Staunen spiegelte sich in seinem Gesichte.
Mark Gray war an ihn herantretend, ganz Spannung und Neugierde, indeß Oswald Beide aus der Entfernung beobachtete. Ist's eine weitere Ader, Barker?

Still! Es ist etwas Wasser in die Mine gedrungen, flüsterte Barker, rasch das Papier in die Tasche schiebend. Gerechter Himmel! Das heißt uns mit einem Schlage das Genick.
Mark's Züge drückten die höchste Bestürzung aus. Er stierte mit derselben verzweifeltten Miene auf Barker, als dieser auf die Depesche geblickt hatte. Der Anblick seiner Miene brachte Barker zum Bewußtsein.
Um Alles, Gray, nicht dies Gesicht! Man wird es bemerken und Argwohn schöpfen. Die Sache muß womöglich geheim gehalten werden, hoffentlich ist das Unglück nicht bedeutend; ein leichter Einbruch . . . ich gehe noch diese Nacht nach Wales ab.

Und er wandte sich heiteren Gesichtes zur Gesellschaft und lachte und plauderte so unbesonnen, daß Alle wohl leicht vermuthen mochten, daß er die besten Nachrichten von der Welt erhalten habe. Mark, der nicht so leicht wieder seine vorige Fassung zu gewinnen vermochte, stand noch, wo er sich vorhin befunden, unter dem Armleuchter und schaute zerstreut vor sich hin. Vielleicht war es das erste Mal, daß auch nur die Wölglichkeit eines Mißlingens vor Mark's Gesichte aufstauete.

Barker war der Erste von den Gästen, der sich entfernte und Mark begleitete ihn aus dem Salon. Als letzterer wieder dahin zurückkehren wollte, begegnete er seinem Bruder, der ebenfalls wegging.

So geh' doch noch nicht fort, sagte Mark zu ihm. Wie Du doch gar so überrangirt bist! Ich glaube, Du vermeidest es gerne, etwas später auf der Straße getroffen zu werden. Apropos! wann wirst Du die tausend Pfund einzahlen, Oswald?

Vocal- und Tagesnachrichten.

Hermannstadt, 27. März.

In der Beilage zu unserem heutigen Blatte finden sich: Im Petersburger Winterpalais. Historische Skizze, von Albert Cserni. — Ein Brief des Grafen Cavour. — Die Rache. Von A. Strom. — Monsieur Charles. Von D. C. Walbau. — Wie ich zu meiner Frau kam. Von O. T. — Der Fahnenführer, Gedicht von D. C. Walbau.

Die Statuten der Kronstädter Färber-Gewerkschaft sind vom k. ung. Ministerium für Ackerbau, Gewerbe und Handel unter Zahl 1783 l. 3., mit der gesetzlichen Einreichungs-Gebühr versehen worden.

(Postalische.) Zu belegen ist gegen Dienstvertrag und Erlag einer Baarcaution von 100 fl. die Postmeisterstelle in Magyarsorob (Kolozer Comit.) Bezüge: 120 fl. Jahresgehalt, 40 fl. Ranglohn und 200 fl. Beförderungspauschale. Gesuche innerhalb 3 Wochen an die hiesige k. ung. Postdirection.

(Vom Theater.) Seit vorgestern und gestern begegnet mir von früher her bekannte und neue Physiognomien. Manche derselben ruft uns die Erinnerung an angenehme Abendstunden zurück, die wir mit vielen Anderen im städtischen Theater verbracht und uns solche daselbst für die morgen beginnende neue Saison wieder in sichere Aussicht stellt. Die Mitglieder der Dorn'schen Gesellschaft sind nämlich vollständig eingetroffen; wir und mit uns sämtliche Theaterfreunde heißen sie herzlich willkommen.

Ueber den zweiten Vortrag, welchen Herrmann Linde vorigen Samstag in Temesvár vor einem sehr zahlreichen, requiescenten Publicum hielt und zu dessen Gegenstand der ausgezeichnete Roman des Grafen Arad'sen „Sommerabendtraum“ gewählt hatte, berichtet die „Temesvarer Zeitung“ unter Anderem:

„Und wie wußte Linde dieses phantastische Gemälde zur plastischen Anschauung zu bringen! Man fühlte sich hineingeführt in das nächtliche Dunkel des Waldes, in das lustige Weben der Eichen; das Säuseln des Windes in den Zweigen, die Liebessklagen Titanens, die lustigen Streiche Puck's und Troll's, die köstlich-komische Bratung der Handwerker, alle dem wußte sich das wunderbare Organ Linde's in geradezu phantomenartiger Weise anzupassen. Es ist nicht zuviel, wenn wir sagen, daß eine solche Virtuosität des gesprochenen Wortes bisher unerreicht dastand und daß alles Andere, was bisher in diesem Genre geübt wurde, bloß als primitives Rollen gegen Linde's geradezu bezaubernde Declamation betrachtet werden kann.“

Die Vorträge des Herrn Hermann Linde, welche derselbe frei aus dem Gedächtnisse mit Darstellung sämtlicher Charaktere bringt, haben gar nichts mit den Vorträgen des Professors Strauß gemein.

(Predigten in den evangelischen Kirchen A. B.) Sonntag (1. Quart.) predigen: in der Pfarrkirche um 7 Uhr Stadtprediger P. Hillp, um 9 1/2 Uhr Stadtprediger Müller; in der Spitalkirche um 11 Uhr Stadtprediger Dr. Roth. — Montag (2. Quart.) predigen: in der Pfarrkirche um 9 1/2 Uhr Seminar-Director Klein; in der Spitalkirche um 11 Uhr Professor Möckel.

(Gestohlen) wurde einem hiesigen Bürger aus der Holzkammer längere Zeit hindurch Holz, endlich gelang es, die Diebstahl auf der That zu ertappen; ebenso glücklich war ein Weiber, welchem ein Gruner mehrere Kleider entführt hatte. — Gestern Abend wurde von der Thüre einer Speccereimaarenhandlung in der Fleischergasse ein Büschel spanisches Roßb ge-raubt.

(Gesunden) wurde in der Nacht von Donnerstag auf Freitag ein Mantel, sowie vorgestern ein Hund wachstlich.

(Aufgefange) befindet sich in Fahnbad ein Brackhund.

Die Klausenburger Handels- und Gewerbetammer ist vom k. ung. Communications-Ministerium verständig worden, daß mit Eintritt der Sommer-Saison zwischen Budapest, Klausenburger, Kronstadt und Peredel Sitzzüge verkehrt werden.

Der im Herbst zu errichtende Staats-Rechnungshof wird außer aus einem Präsidenten, einem Haupt Rath, drei Sectionsräthen, drei Secretären, noch aus 33 Beamten bestehen. Der Vorkontrollant, welcher die Agenten des Staats-Rechnungshofes regelt, schreibt vor, daß das Institut die Budgetirung, die Manipulations-Ausweise und Schlußrechnungen zu prüfen habe; ferner über die Controle über die Staatsschulden, über die spendende wie über consolidirte Schuld; dem Rechnungshof werden diesbezüglich alle Verträge ferner eine historische Darstellung der Durchführung aller Operationen vorgelegt. Er kontrollirt die Quantität der Staatsschulden, der Obligationen und der Cassenanweisungen, den Vorrath der noch emittirten Titres und die Resultate der zeitweiligen Verlosungen. Endlich kontrollirt das Institut auch die Quantität und Qualität des hinausgegebenen Metallgeldes, ob bei Prägung desselben die gesetzlichen Vorschriften beachtet und ob die Quantität die vom Gesetz vorgeschriebene Summe nicht überschreitet. Einem Gerüchte zufolge soll Handelsminister Baron Kemény zum Präsidenten des Staats-Rechnungshofes ausersuchen sein.

Ueber die Art und Weise, wie die Werbung des Kronprinzen Rudolph um die Hand der Prinzessin Stefania stattgefunden hat, läßt der Pariser „Figaro“ sich aus Brüssel folgendes schreiben:

Es sollte ein Concert im Wintergarten des Schlosses stattfinden. Während sich der Hof und die wenigen Gäste dahin begaben, ließ man den Kronprinzen und die Prinzessin einen Moment allein. Der Kronprinz brachte seine Werbung mit folgenden Worten an: „Madame, wollen Sie mich als G. M. annehmen?“ Die auf diese Frage wohl vorbereitete Prinzessin antwortete einfach: „Ja, Mademoiselle.“ — „Diese Antwort Eurer königlichen Hoheit macht mich sehr glücklich“, sagte hierauf der Prinz. — „Und ich“, antwortete die Prinzessin Stefania, „ich verspreche Ihnen, daß ich unter allen Umständen meine Pflicht erfüllen werde.“ — Es wurde kein Wort weiter mehr gesprochen; die beiden jungen Leute begaben sich zum königlichen Palais im anstehenden Saale. Der Kronprinz trat zum Könige und sagte, nachdem er ihn hochachtungsvoll begrüßt hatte: „Sire, mit der Genehmigung Eurer Majestät habe ich die Prinzessin Stefania geheiratet, mich zum Gemahl anzunehmen. Ich bin so glücklich, Eurer Majestät anzufandigen, daß meine Werbung angenommen ist.“ — „Ja, bin glücklich“, erwiderte der König, „Sie zum Gemahl anzunehmen.“ Die Prinzessin umarmte während dieser Zeit freudig die Königin und suchte ihr Glück an ihrer Brust zu verbergen.

(Eine gefeierte Künstlerin) eine der ersten ungarischen Bühnen-Regisseurinnen ging dieser Tage in Pest vom Europa-Hotel mit noch einer Dame gegen die Kettenbrücke zu, als plötzlich ein elegant gekleideter junger Mann an sie herantrat, den Hut vor ihr zog und mit Erwidern und sichtbar Verwirrung die Künstlerin also anredete: „Verzeihen Sie, meine Gnadige, daß ich mich herausnehme, Sie anzusprechen; allein Ihre Antlitz bürgt mir dafür, daß Sie ein gutes Herz haben. Ich habe das Malheur, mein Portemonnaie zu verlieren und so habe ich nicht einen Kreuzer bei mir. Ich muß aber in jeden Preis nach Ofen hinüber, wo meine arme Mutter krank liegt. Wollen Sie nicht die Güte haben, die zwei Kreuzer für die Brückenmauth zu geben?“ Die Künstlerin, halb erstarrt, halb erwidert, zieht ihr Geldtäschchen hervor, sucht darin herum und zieht dann dem ihr anstehenden Dandy ein Zwanzig-Reczeptstück, denn sie habe kein Kupfergeld. Der junge Mann bedankt sich mit einer tiefen Verbeugung und einem Pändruck, ruft da in einem gerade vorüberfahrenden Fiaker an und fährt mit ihm davon. Die verblüffte Künstlerin bemerkt

*) Auf dieses vorzüglich gelungene, schwungvolle Gedicht machen wir besonders aufmerksam. Die Redaction.

Wenn wir nicht irren, geschah Ähnliches zum letzten Male im Juni 1879. Das Alles ist richtig, aber wir glauben auch zu wissen, daß man von diesen Vorgängen in Berlin stets Kenntniß erhielt und schon deshalb konnte man dort nicht ernstlich glauben, Oesterreich-Ungarn werde sich von den russischen Vorkümpfen behörden lassen. Richtig dagegen ist, daß es in Oesterreich eine „russische Partei“ gab, und noch richtiger wäre es, zu sagen, daß es heute noch eine solche gibt; allerdings weniger „in Wien“, wie sich der „Grenzboten“-Artikel ausdrückt, sondern schlechthin in Oesterreich.

Aber nicht der Erzherzog Albrecht, nicht die sogenannte Hesperteil gehörten und gehören zur „russischen Partei“. Wie der Erzherzog früher in dieser Richtung gedacht haben mag, wäre vor St. Stefano zu erörtern interessant gewesen. Der Real-Politiker aber kann sich damit begnügen, daß der Erzherzog und die ganze sogenannte Hesperteil österreicherische Patrioten sind, und der Vertrag von St. Stefano hat notwendigermaßen allen österreicherischen Patrioten ein unauslöschliches Licht aufgesteckt, wie auch sonst ihre Sympathien geweckt sein mögen.

Wer in Oesterreich-Ungarn seither und heute noch zur „russischen Partei“ gezählt werden muß, das hat uns unter Anderem die jüngste Rede D. H. G. Hunsners und der von den Czaren derselben gespendete Beifall gezeigt. Und trotz alledem wird man die im „Grenzboten“-Artikel ange-deuteten Berliner Besorgnisse begreiflich finden müssen, nur dürfte der Grund zu denselben in der „Königlichen Zeitung“ vielleicht zutreffender als in den „Grenzboten“ angedeutet worden sein.

Denn erst als die russischen wären die französischen Freundschafts-Werbungen einen Augenblick lang zu nehmen gewesen, und es ist allerdings richtig, daß Frankreich in einem gewissen, noch nicht allzulange zurückreichenden Zeitpunkt versucht hat, mit Oesterreich-Ungarn in die intimsten Beziehungen zu treten. Es war das damals, als mancher österreicherische Patriot mit Einmuthung sagte, Oesterreich-Ungarn sei eine vielumworbene Macht, ein vielbesogener Bundesgenosse. O Frankreich nur an die Stelle Englands als Werber trat, als das Bestere in Wien nicht reuigte, ob es sich dabei um eine Tripel-Allianz handelte, wissen wir nicht. Glücklicher Weise ist allen derartigen Versuchen seit September v. J. ein kräftiger Niegel vorgeschoben, aber es ist trotzdem noch immer von Interesse, frühere Vorgänge kennen zu lernen.

Ungarn.

London, 24. März. Gladstone sagte in einer Wahlrede in Midlothian: „Wenn Oesterreich ihm den Mund schließen wollte, so brauche es nur zu sagen, es hege kein Verlangen nach der Freiheit nachheiligem Project, es suche keine Vergrößerung auf der Balkan-Halbinsel!“ — Northcote hielt auf dem Wählermeeting zu Gadney (London) eine Rede, in welcher er die jüngsten Auslassungen Gladstone's gegen Oesterreich-Ungarn stark mißbilligte. Er verlas eine Depesche Elliot's, welche besagt, der österreicherische Minister des Aeußeren, Baron Schumler, wünscht, daß die von Gladstone dem Monarchen Oesterreich-Ungarns zugesandte Aeußerung im Parlament oder in der Presse demontirt werde. Als Elliot mit dem Monarchen über die Rede Gladstone's conversirte, schien Sr. Majestät sehr ergötzt, zeigte sich aber nicht ergrünt. Elliot vermahnt sich dagegen, daß er eine zugehörige Bemerkung Sr. Majestät wiederholt und ent-stellt habe.

Petersburg 24. März. Wie der „Herald“ meldet, wurden im Winterpalais neue Control-Einrichtungen getroffen, wonach für jede Etage fünf Garde-Offiziere ernannt sind, welche täglich abwechseln, und verpflichtet sind, jeden Diener persönlich zu kennen und Unbekannte oder für die be-ziehende Etage nicht legitimirte Personen sofort in das Palast-Polizeiamt führen zu lassen. — Flügel-Adjutant Baron Ungern-Sternberg wurde der Person des Grafen Boris-Melissoff attachirt. — Der freiwillige Flotten-Kreuzer „Nikolai-Novgorod“ bringt am 27. März einen zweiten Transport von Straflingen von Odessa nach Sachalin. — Die Telegraphen-einige Resonanz-Apparat wurde durch Schneestürme beschädigt und ist der Verkehr in Folge von Lawinen-Stürzen eingestellt. Kaufsische Telegramme werden auf der Grusinischen Militärstraße unter bedeutenden Verzögerungen auf Umwegen befördert.

Sophia, 24. März. Eben werden Verhandlungen zwischen einem Delegirten der österreicherisch-ungarischen und der hiesigen Regierung wegen Abschluß einer Post-Convention gepflogen. Fürst Alexander wird am 1. April hier erwartet. Dem Kriegsminister General Porenkow werden verschiedene Unterlassungs-Unterschiede zur Last gelegt, weshalb Oberst Thürmer an dessen Stelle treten soll.

Konstantinopel, 23. März. „Reuter's Office“ meldet: Beim gestrigen Dinner kam der Sultan dem Grafen Dubsky mit großem Wohl-wollen entgegen, verließ denselben den Großcordon des Medjidie-Ordens und gab seinen besten Gesinnungen gegen Oesterreich-Ungarn Ausdruck.

Ich bin noch nicht völlig dazu entschlossen, war die Antwort, die eben für Mark's Ohr nicht ganz angenehm klang.

Sag mir, Mark, hat Barker schlimme Neuigkeiten erhalten? Was nicht gar? Schlimme Neuigkeiten! antwortete Mark, als ver-stünde er gar nicht.

Durch die Depesche aus Wales?

Durchaus nicht, erwiderte mit großer Gelächter Mark. Er hatte bloß vergessen, einige Befehle zu geben, und die Leute dort wußten nicht genau, wie sie sich verhalten sollten und haben darum telegraphirt. Was bringt dich nur auf diesen Gedanken?

Mr. Barker's und Deine Mienen, als die Depesche gelesen war.

Zur Zeit aus, als sei ein großes Unglück geschehen.

Mark lachte hell auf. Höre, Oswald, alter Junge, Du hast stets die Manie gehabt, Spieser zu sehn. Die Mine ist superb, sage ich Dir und Du bist ein furchtsamer Hase, wenn Du Dir keinen Antheil daran sicherst. Ich garantire für Dein Capital mit . . . na! mit meinem Kopfe; ist Dir das nicht genug?

O Mark Gray! Deine Behauptungen von vollkommener Sicherheit des Capitals waren zu entschuldigend, als Du selber noch an das glauben mochtest, was Dein Mund beschwor! Aber jetzt! jetzt!

Seit die Unglücksnachricht eingetroffen, war Mark's ganzer Muth gesunken und in den wenigen vertraulichen Worten, die er mit Barker bei dessen Weggehen gewechselt, hatte dieser zu ihm gesagt: Wir müssen um jeden Preis Geld aufreiben, denn wir werden es brauchen. Wasser, und sei es noch so wenig, das in die Mienen einbricht, schwemmt Unsummen mit sich fort, so viel kostet es, das Satanelement dort zu stopfen. Und Mark Gray, eingend des erhaltenen Winks, zogerte auch nicht einen Augenblick, das mit so viel Mühe und Fleiß ersparte Geld seines Bruders Oswald seinem schmählichen Egoismus zum Opfer zu bringen. (Fortsetzung folgt.)

Notizen.

(Können und Nichtkönnen.) Bauer Menzel: No können, Herr Student, mer hobn nu g'nug gehört, was S' können; jetzt erzähl's amal, was S' nit können! — Student: Doch, das ist bald gesagt, meine Vereen; ich kann meine Sache nicht bezahlen! Doch, bin ich sehr erpönt, zu wissen, daß Sie dies können!

Schreiber: „Ja Bauer, Ihr müßt warten, ich habe für Euch keine Zeit, seht Euch meinethalben, wohin Ihr wollt! Na, was glöht Ihr denn noch lange hier herum?“ — Bauer: „Ja sehn's, Herr Actuar, hier ist's grad wie in meiner Scheune, da sein auch keine Sessel nicht, nur Fleget.“

erst jetzt, das der junge Mann bei dem Händedruck etwas in ihr'r Hand zurückgelassen. Neugierig öffnete sie die Umhüllung und findet darin einen funkelnden neuen Hunderter in Begleitung folgender Zeilen: „Hochverehrte gnädige Frau! Es war der höchste Wunsch meines Lebens, von Ihrer Hand ein kleines Andenken zu besitzen. Darum nahm ich meine Zuflucht zu einer kleinen Nothlüge. Bitte, zürnen sie mir darob nicht und vertheilen Sie die heiliegende kleine Summe unter Ihre Armen. Ein ungenannter Verehrer.“

(Mysteriöser Mord.) Aus Komorn wird geschrieben: Am 16. d. M. früh Morgens gewahrten mehrere aus Komorn ab-fahrende Leute Blutspuren auf der Straße und fanden, denselben nachgehend, die glücklich zugerichtete Leiche eines Mannes in einem Brunnen. Die Füße des Ermordeten ragten aus dem Wasser, die Hände waren gänzlich zer-schnitten und aus dem Kopfe schloß das Gehirn. Der Kleidung nach war es ein schwäbischer Bauer, der wahrscheinlich vom Zgumander Marke kommend, seines Geldes wegen ermordet worden sein mag. Auf der Straße wurde auch ein blutiger Eisenstab gefunden, welcher als corpus delicti gute Dienste zur Eruirung des Thäters leisten dürfte.

(Erdbeden und Meteor.) Man schreibt aus Tecuciu (in Rumänien) vom 20. d. M.: Heute um 3 Uhr und 40 Minuten Früh, Bularester Zeit, wurde in Tecuciu ein starkes Erdbeden verspürt, welches gegen 10 Sekunden dauerte und dem unterirdischen, donnerähnlichen Getöse voranging. Dasselbe Erdbeden wurde weiter nördlich in Adjud, Saslat, Bacoune und Bacou sehr deutlich und noch vielsticht in größerer Stärke beobachtet; in Bacou soll es um 3 Uhr 45 Minuten gewesen sein. (Bacou liegt 100 Kilometer nördlich von Tecuciu.) Um 5 Uhr 10 Minuten Früh wurde heute bei Tecuciu ein prachtvolles Meteor, von Norden nach Süden ziehend, beobachtet.

(Eine Messerklunge verschlungen.) Dieser Tage ist in Wien ein junger Mann aus Galizien gestorben, welcher in der Heimat seinem Leben dadurch ein Ende zu machen versucht hatte, daß er eine scharfe Federmesserklunge verschlang. Gleich nach der Ausführung dieses desperaten Vorhabens schreit jedoch den Lebensüberdrüssigen Neue erfaßt zu haben, da er unverzüglich die Reise nach Wien antret, um auf der dortigen Klinik die in Hilfe stehende geliebte Klunge entfernen zu lassen. Die bezügliche Operation gelang zwar auch, allein wenige Tage nachher erlag der junge Galizianer den schweren Verletzungen, welche er sich zu-gezogen.

(Pariser Schneberechnungen.) Sehr interessant für Ehegatten! Madame Hincenaar, Modistin, hat dem Grafen Potocki eine Note für Lieferungen an die Gasse über die Zeit von Juli 1878 bis Januar 1880 überreicht und beläuft sich diese Note auf die niedliche Summe von 110,541 Francs 80 Cts. In dieser Rechnung fungirt eine Postnote mit 32,000 Francs. Zur gleichen Zeit erhielt der Herr Graf von Mme. Fromont eine Rechnung für Singerie über die Zeit vom Juni 1879 bis Januar 1880 im Betrage von 72,000 Francs. Herr Graf Potocki, über diese Summe dem doch etwas erstaunt, hat die Affaire vor das Gericht gebracht und wurde Herr Decyß als Experte bestellt, um die Anzüge dieser monströsen Rechnungen zu prüfen.

(Die belgische Nationalhymne.) Den Militärcapellen der Prager Garnison wurde ebenso wie jenen der Wiener aufgetragen, die belgische Nationalhymne „Brabazonne“ einzustudiren. Der Text der Brabazonne wurde von Zanneval, seinerzeit Schauspieler in Brüssel, gedichtet. Die Musik ist von Campenhout. Bei der Revolution von 1830 begeisterte die Brabazonne die Belgier zu vielen Siegen. Der Dichter selbst fiel im Freiheitskampfe, seine Witwe erhielt von König Leopold I. eine Pension von 2400 Francs jährlich, der Componist Campenhout wurde Director der königlichen Capelle. Der König befahl auch, daß die Melodie der Brabazonne auch weiter als Nationalhymne anzuwenden sei.

(Ein Fuß für Hadshi Soja.) Dieser Tage bekam die Filiale der Prager Firma Waldeck und Wagner, welche sich ausschließlich nur mit der Erzeugung von Bandagen jeder Art und mit allen in's chirurgische Fach einschlagenden Artikeln befaßt, u. A. auch einen Auftrag zur „promprien Lieferung“ eines Fußes für den bekannten kosanischen Zufahrtensführer Hadshi Soja in Theresienstadt. Sein früherer Stellvertreter (der zum Wasser eingetaucht wurde), hat trotz der Massivität nicht lange seine Stütze sein mögen und wurde recht bald untauglich. Der mit dem Aufertigen dieses neuen Fußes betraute Bandagist legt einen sehr großen Eifer an den Tag, um dem Zufahrtensführer eine feste Stütze zu machen. Die Ablieferung erfolgt bereits in den nächsten Tagen.

(Ein originelles Vermächtniß) erregte dieser Tage in einem Bierlocale von Berlin großen Jubel. Vor etwa Jahresfrist war ein auch in weiteren Berliner Kreisen bekannter und beliebter Ken-ner verstorben, der viele Jahre hindurch ein ständiger Gast des Stamm-tisches im besagten Local gewesen war. Der alte Herr war eine der originellsten Figuren gewesen, jovial und bieder, aber auch voller Schur-ken. Die letzten documentirte er noch durch die letztwilligen Bestim-mungen über seine Vererbung, deren Ausführung zum Theil als Ver-gerniß erregend von der Polizei verboten wurde. Eine derselben war, daß in seinem Reichthum ein volles Bierfaß befinde sich müsse, welches abwechselnd von seinen Freunden bis zum Rirchhof ge-voillt und dort ausgetrunken werden sollte. Diese mehr wie curiose Bestimmung wurde dahin modificirt, daß ein Fäßlein verhältl getragen und in einem Local in der Nähe des Kirchhofes geleert wurde. Der verstorbene Sonderling, der keinerlei Auerwandte hinterlassen, hat sein nicht unbeträchtliches Vermögen verschiedenen gemeinnützigen Vereinen und milden Stiftungen vermach. Ein Codicill zu seinem Testament sollte seiner Anweisung zufolge am Jahrestage seines Todes eröffnet und seinen ehemaligen Freunden fundgegeben werden. Dies ist nun, der „Welt-Ztg.“ zufolge, jetzt geschehen. Die Zinsen eines Capitals von 10,000 Mark, dessen Verwaltung er seinem besten Freunde, mit dem er jedoch am Stammtisch in ewiger Feindschaft lag, übergeben hat, sollen dazu verwendet werden, das alljährlich der Stammtisch auf sein Wohl eine Vierteltonne bairisches Bier leert. Das Capital soll bei der be-züglichen Erbauung eines Fintelhauses als Grundstock verwendet wer-den. Die Erklärung der letzteren Bestimmung ist darin zu suchen, daß der Verstorbene selbst ein ausgezeichneter Fintelwinder war und seine Erziehung im Waihenhause erhielt. Durch rastlose Thätigkeit hat er es später zum vermögenden Mann gebracht.

(Ein Herzog als Arzt.) Der Reichskanzler macht bekannt, daß dem Dr. med. Herzog Karl Theodor von Bayern von den bayrischen Staatsministerien, unter Befreiung von der im § 29 der Reichs-Gewerbeordnung vorgeschriebenen ärztlichen Prüfung, die Approbation als Arzt erteilt worden ist.

(Die Zahl aller bisher herausgegebenen Postwertzeichen) wird rund auf 6000 veranschlagt. Auf den Marken sind die Bildnisse von 5 Kaisern, 18 Königen, 3 Königinnen, 1 Groß-herzog, 4 Fürstinnen, 2 Prinzen, 1 Prinzessin und einer großen Zahl von Princedenten. Ferner tragen die Marken Wappen und Sinnbilder, wie z. B. Kronen, die Dammelschlüssel mit der päpstlichen Tiara, Ritter, Adler, Adler, Löwen, Eisenbahnhüge, Pferde, Eulen, Schlangen, Sterne etc. Die Sammlung im Berliner Postmuseum nitheilt am 1. Juli 1879 schon 448 verschiedene Postwertzeichen, und zwar aus Europa 2462, Asien 441, Afrika 251, Amerika 1143 und Australien 201.

(Verschwunden's Porzellan.) Wie aus Paris ge-meldet wird, ist man daselbst einer bedeutenden Desfractation auf die Spur gekommen, welche die Porzellanmanufactur von Sèvres zum Schauplatz

Grosses Lager aller Sorten
 Mode-Wollstoffe, Beige, Cachemir,
 Rips, Mohair, Luster,
 Waschkleider - Stoffe, Millefleure,
 Cretton, Zephir,
 Spitzen-Vorhänge und Teppiche
 zu frappierend
billigen Preisen.

Mus Wien

Grosses Lager aller Sorten
 Jute- und Rips-Möbelstoffe, Leinen-
 und Weisswaren, Herren- und
 Damen - Cravatten, französische
 modernste Lavalliere und tausend
 andere Artikel
 zu frappierend
billigen Preisen.

Waarenhaus S. HIRSCH & Comp., Wien, Mariahilferstrasse Nr. 1 (Ecke des Getreidemarktes).

An unsere Leser!

Schon im vorigen Jahre hat das weithin bekannte
 Waarenhaus **S. Hirsch & Comp.** in den meisten Jour-
 nalen die **Vergrößerung** seiner Geschäfts-Localitäten
 und die wegen ausserordentlichem Zuspruche nothwendig ge-
 wordene **Errichtung mehrerer Filialen** in der Resi-
 denz bekannt gegeben.

Nunmehr lässt die Firma die sensationelle, aus-
 schliesslich die **auswärtigen Kunden** begünstigende
Neuerung eintreten, dass sämtliche Waarenbestellungen
 über fl. 10.— bei **unverändert billigen Preisen** von
 nun an

franco und spesenfrei

überallhin expedirt werden.

Der hiemit gebotene Vortheil ist sehr bedeutend, weil
 die **Vertheuerung** durch das Postporto vollkommen be-

seitigt wird und weil eben durch die Frankirung der
 Postpakete alle von S. Hirsch & Comp. bezogenen
 Waaren selbst in die entferntesten Provinzen der österr.-
 ungarischen Monarchie sich **ebenso billig** stellen, als den
Wiener Kunden.

Festhaltend an dem Grundsatz, bei ausserordentlicher
 Billigkeit der Preise immer nur gute Waare zu liefern und
 treu der bisherigen Geschäfts-Devise „Solid und Reell“,
 welcher die Firma ihre **allgemeine Beliebtheit** und sogar
 die hohe Ehre verdankt, seit langen Jahren von Seite
 des allerhöchsten Hofes mit bedeutenden Auf-
 trägen ausgezeichnet zu werden, — überragt diese Firma
 alle Concurrenz mit um so grösserer Leichtigkeit, als sie
 principiell nur gegen **baar einkauft** und somit die Waaren
weit billiger in Händen hat wie **jeder Andere.**

Schliesslich wird zur **allseitigen Orientirung** darauf
besonders aufmerksam gemacht, dass zufolge einer neuen
 Einrichtung **alle** an das Waarenhaus und dessen Filialen

gerichtete Bestellungen nur in den eigens hiezu adaptirten
 grossen Expeditions-Localitäten bei **S. Hirsch & Comp.,**
Mariahilferstrasse Nr. 1, concentrirt und ausgeführt
 werden.

Durch eine kleine Probestellung kann sich Jedermann
 von der vorzüglichen Qualität und besonderen Billigkeit der
 Waaren um so leichter überzeugen, als Nichtconvenientes
 zurückgenommen oder umgetauscht wird.

Gefällige Aufträge werden gegen **Nachnahme prompt**
 erledigt und **Master-Collectionen** nebst **Preis-courante**
 gratis und franco überallhin versendet vom

Waarenhaus S. Hirsch & Co.

WIEN,

Mariahilferstrasse Nr. 1.

(Ecke des Getreidemarktes.)

[122] 2-3

Probe-Auszug aus dem Preis-Courante obiger Firma:

1 Garnitur elegante Ripsdecken (2 Bettdecken, 1 Tischdecke)	Preis fl. 8.50
1 Stück 10/16 schöne, weisse Piquet-Bettdecke, mit Fransen	„ „ 3.90
1 „ 5/8 Lederleinwand, 1-a Canefas, Gradl, fein Chiffon per Stück 30 Ellig	„ „ 7.80
1 „ Herren-Reise-Plaid, 5 Ellen lang	„ „ 5.50
1 „ Damenhemd oder Corsett, hübsch ausgefertigt	„ „ 1.05
1 „ Damenmieder, grau oder weiss, mit Fischbein und Löffel-Planchet	„ „ 2.50

Neuestes von Frühjahrs- und Sommerkleiderstoffen für Damen, riesige Auswahl, per Meter 35 kr.
 Neueste feinere Kleiderstoffe, zu höheren, gleichfalls sehr billigen Preisen.
 1/2 breite, schöne schwarze Cachemire, per Meter 65 kr.
 1/2 breite Kleider-Cachemire, franz. Beiges, rein Wolle, in den modernsten Farben, per Meter fl. 1.
 1 Stück 1/2 schwarz, feines Cachemir-Tuch mit langen Seidenfransen Preis fl. 3.—
 1 „ schwarz Moiré-Unterrock „ 2.—

Das erste Hermannstädter Strickwaaren-Geschäft,

Heltauergasse Nr. 55,

empfehlen sein reichhaltiges Lager gestrickter Strümpfe und
 Socken aus Baumwolle und Zwirn erster Qualität
 zu billigen gestellten Preisen.

Socken aus gefärbter 20-er Baumwolle	40-47 fr.
Damenstrümpfe dto.	50-60 fr.
Socken aus einfarbiger 20-er Baumwolle	43-50 fr.
Damenstrümpfe dto.	54-65 fr.
Socken aus zweifärbig geringelter 20-er Baumwolle	47-55 fr.
Damenstrümpfe dto.	58-70 fr.

Kinderstrümpfe im Verhältnis billiger.

Wiederverkäufer Rabatt.

Große Auswahl von waschechter einfarbiger und
 geringelter Harlander Strick-Baumwolle in
 Knäuel zu billigen berechneten Preisen. Achtungsvoll

2-4 [176]

M. Vogelsang.

Große und reiche Auswahl von

Oster-Bier

zu staunend billigen Preisen empfiehlt

Berthold Frentz,

2-2 [180]

Contitor, Großer Ring Nr. 12.

In der herrschaftlichen Baum- schule in Zám,

Station der Ersten Siebenbürger Eisenbahn, sind alle
 Gattungen Obstbäume, Ziersträucher,
 dann Weinreben und sonstige Culturpflanzen
 in großer Auswahl zum Verkaufe vorräthig.

Ausführliche Preisverzeichnisse werden auf
 Verlangen franco zugesendet.

8 [56]

Die Gutsverwaltung Zám.

Pariser u. Wiener Möbel,

sehr elegant, solid, billig.

J. G. & L. Frankl,

Tischler und Tapezierer,

gegründet 1835, prämiirt mit 11 Medaillen.

Wien, Leopoldstadt, obere Donaustraße Nr. 91,

neben dem Schüllerhofe.

Möbel-Album (Pracht-Ausgabe) mit erläuterndem
 Preis-Courant gegen 2 fl. Einlage.

(74) 13

Nicht nur jedem Kranken, nein, auch allen
 Schwachen, besonders aber allen Familienvätern kann
 die höchst wichtige Befahrung der Heilquelle: **Gratis-Auszug**
 aus „Dr. Atry's Naturheilmethode“ nicht dringend
 genug empfohlen werden. Richter's Verlag's Anstalt in
 Leipzig versendet dies für alle Leiden sehr wirksame
 und nützliche Buch gratis und franco nach allen Orten.

9 (51)

Am 1. April

beginnt, wie alljährlich, der Verkauf aller zurückgesetz-
 ter Rollen zu 5 kr. per Deka. — Ferner sollen bis
 15. April alle in das Galanteriefach schla-
 genden Artikel, als: Papierfärb, Arbeitsfärb, Holz-
 schmirgeln, Leder- und Alabasterwaaren zu außer-
 gewöhnlich billigen Preisen gänzlich geräumt
 werden im

I. Siebenb. Tapissier-Etablissement,
 Heltauergasse Nr. 12,

vis-à-vis „Conditorei Klaus“, 1. Eßter links unterm Thor.

Alle auswärtigen Bestellungen werden prompt
 gegen Nachnahme effectuirt. [181] 1-3

Anatherin-Mundwasser,

ein Flacon à 40 kr.

Radical-Heilmittel für jeden Zahndmerz, so auch
 jeder Krankheit der Mundhöhle und des Zahnfleischs.

Anatherin-Zahnpasta,

grosser Tiegel à 60 kr.,

das beste Zahnreinigungsmittel.

Allein echt zu haben bei

J. F. Schneider in Hermannstadt,

oder beim Erzeuger A. J. Egger, Apotheker „Zum
 rothen Krebs“ in Wien, I., Hoher Markt 12. (166) 1-20

Huste-Nicht

Zu haben in Her-
 mannstadt bei W.
 F. Morscher, Apo-
 theker. (691) 24-32

Euer Wohlgeboren kann ich hiermit gern bezeugen,
 daß der **Huste-Nicht** (Sonic-Ärter-Weiz-Extract)
 von **L. H. Pietsch & Co.** in Breslau nach Ver-
 brauch von 5 Flacons mein **chronisches Brülleiden**
 wesentlich günstlich mildeerte und die Genesung befördert
 hat etc. Ihr ergebener
 Probst **Fr. Heuke**,
 kath. Pfarrer zu Bombß.

Maschinen-Strickerei.

Indem mein Vater N. Simtion das vormalige **Th-
 Tontsch'sche Strickerei-Geschäft** (mit 5 Ma-
 schinen), Heltauergasse Nr. 23, künftlich erworben und
 ich die Maschinen-Strickerei selbst erlernt, empfehle ich
 mich einem p. t. Publicum zur Anfertigung von **Stüm-
 pfen** und **Socken** (in allen Größen und Farben,
 ohne Naht, aus Schafwolle, Baumwolle, Zwirn oder Seide);
 ferner **Gamaschen, Damenwesten, Leib-
 binden, Kinderkleider, Decken, Un-
 terröcke, Shawls, Kopftücher** etc. etc.

Auch nehme ich getragene Strümpfe oder
 Socken zum Anstricken an und empfehle zu-
 gleich mein Lager von fertigen Strickereiwaa-
 ren.

Emilie Simtion,
 Hermannstadt, Heltauergasse Nr. 23
 (vorm. „Ungarische Krone“), 2. Hof.

Verkauf von Dresdener Façon-
 Strickmaschinen neuester Construction.
 (Annehmer von Strickmaschinen erhalten auf Wunsch freien
 Unterricht.)
 Befellungen von Auswärts werden auf
 das schnellste und billigste effectuirt. [177] 1-3

Allgemeine wechselseitige Versicherungs-Bank „TRANSYLVANIA“.

XI. ordentliche General-Versammlung:
 Dienstag den 30. März 1880, Nachmittags 3 Uhr, im eigenen
 Saale (Heltauergasse Nr. 5).

Verhandlungs-Gegenstände:

1. Rechenschaftsbericht über das Geschäftsjahr 1879 und Vorlage der Bilanz.
2. Bericht des Aufsichtsrathes über die Jahresrechnungen.
3. Ergänzung des Verwaltungsrathes.
4. Wahl des Aufsichtsrathes.
5. Uffällige Anträge der Mitglieder.
6. Verlosung von Antheilscheinen des Gründungs-Fondes.

Hermannstadt, am 3. März 1880.

Der Directions-Rath.

Die im Jahre 1867 gegründete k. k. priv. österreichische Versicherungs-Gesellschaft „Donau“

mit einem Gewährleistungs-Fonde von ö. W. fl. 8.244,500 übernimmt Versicherungen zu billigen Prämien:

- a) gegen **Brandschäden** auf bewegliche und unbewegliche Güter; sie versichert daher: Kirchen,
 Paläste und landwirtschaftliche Gebäude, Fabriken, Waarenlager, Mobilien und landwirtschaftliche
 Vorräthe, Ferkelungs-Vorräthe und Vieh, gegen Schäden, verursacht durch Brand und Blitzschlag;
- b) gegen **Sagelschäden** auf alle Arten Ferkelstände und schließlich
- c) **Leben-, Renten- und Aussteuer-Versicherungen** gemäß den zu diesen Versicherungs-
 zweigen speciell bestehenden Versicherungs-Bedingungen.

Die Schäden werden sofort liquidirt und gleich in Baarem vergütet. Die geringe Prämie,
 welche für die Versicherung zu bezahlen ist, gibt Jedermann Gelegenheit, sein Vermögen vor Unglücks-
 fällen zu bewahren.

Unterzeichneter Hauptagent empfiehlt die k. k. priv. österreich. Versicherungs-Gesellschaft „Donau“
 auf das Wärmste und ist gerne bereit, Aufklärungen betreffend der Versicherung zu ertheilen.

Friedrich Thallmayer,
 Hauptagent in Hermannstadt.

2-3 [165]

Laibacher Lose.

Drei Ziehungen jährlich.
 Haupttreffer fl. 35.000, 25.000, 20.000

u. s. w.
 Kleinstes Treffer 30 fl. ö. W.
 verkauft wir zum Preise von nur
 fl. 25 in fünf 1/2 jährigen Theilzahlungen à fl. 5.

Schon nach Ertrag der ersten Theilzahlungen von
 fl. 5 spielt der Käufer in der am
2. April 1880

erfolgenden ersten Ziehung dieses, von der Real-
 Creditbank emittirten Lotterie-Anlehens mit
Original-Lose à fl. 24.

Diese durch unbedingte Sicherheit und vorzüglichen
 Spielplan ausgezeichneten Lose sind beim
 Wechslergeschäft der Administration des

WIEN, „MERCUR“ WIEN,
 Wollzeile 13, Wollzeile 13,
 und in allen größeren Ban- und Wechselgeschäften zu
 haben. (128) 8-10

Hierzu eine Beilage.

Zum Petersburger Winter-Palaste. *)

Historische Skizze von Albert Gerni.

Die bereits an das Romanhafte grenzenden Ereignisse der letzten Tage in der Hauptstadt des großen Zarenreiches dürften nicht nur die Augenzeugen der nächsten Umgebung, die Kinder des eigenen Landes in mächtigen Ersauern und erschütternde Aufregung versetzen, nein, gewiß nicht, denn es muß ja Jedermann, der noch Mitinteresse am Allgemeinen findet, betroffen die Frage aufwerfen: „Wie und wann wird diese Attentatsmanie endigen?“

Wie weit die revolutionären Ideen und Pläne in Rußland verzweigt sind, welsch tiefe und hohe Kreise sie berühren, ist natürlich noch nicht voranzuführen und zu ergründen; alle Combinationen zum logischen Anknüpfen der Ursachen und Wirkungen der einflussübenden Kräfte und der ausübenden Mittel gehen in Brüche, denn sie zeigen sich zu widersprechen, zu verworren, zu sehr in's tiefste Dunkel gehüllt, als daß man den Ariadnefaden so leicht zu diesem Labyrinth der neuesten Greuelthaten finden könnte. Erst der künftigen Geschichte wird es vorbehalten sein, Licht in dieses Chaos verachtenswerther Thaten zu streuen, — erst die künftigen Romane werden diese bösen Schatten als enthüllte Geheimnisse des Petersburger Palastes vor die Augen der neugierig laufschenden Nachwelt zaubern.

Die Gegenwart erinnert uns an die Vergangenheit — und je aufregender erstere wirkt, desto eifriger leitet sie uns an, Rückblicke in die Vergangenheit zu thun — analoge oder ähnliche Ereignisse der jetzigen und früheren Tage aneinander zu knüpfen, miteinander zu vergleichen.

Die Geschichte, der wahrzeitige Spiegel der Menschengeschichte, tritt da an uns heran und zeigt uns in deutlicher Weise, daß die Würdigung ihrer Wahrheiten eben nur in der klaren Auffassung ihrer Lehren liegt, die wir aus ihr schöpfen und dann zum Besten der Einzelnen und der Gesamtheit verwerten.

Ohne Reflexion auf die Zukunft schweift unser Auge nach den in Winternebel gehüllten, altersgrauen Kaiserpalästen Rußlands hin. Unser Auge bringt tief in die Vergangenheit zurück — und da entrollen sich Bilder, die uns mit Schauer und Abscheu erfüllen, die uns kraß zeigen, was es heiße, Menschenrechte und Menschenwürde mit Füßen in den Staub zu treten, die uns gesterbost anstarren und uns unvertilgbare Blutflecken, die Folgen entfesselter Leidenschaften und gemeinsten Egoismus entbeden lassen.

Unter den verschiedensten Bildern böser, längst dahingeschwundener Tage tritt ganz besonders Eines vor unser geistiges Auge: Es stellt des russischen Kaisers Paul I. Ermordung in der Nacht vom 23. auf 24. März 1801 vor.

Nachdem die Kaiserin Katharina II. am 16. November 1796 plötzlich in Folge eines Schlagflusses verstorben war, trat ihr Sohn Paul als Kaiser Paul I. die Regierung an.

Paul I. darf ein geistreicher, durchaus nicht bössartiger Regent genannt werden; aber in Gefühlen und Gedanken meist extrem, war er wohl, wie alle solche Charaktere, guter oder minder guter Handlungen fähig, je nach den regellosen Regungen seiner heftigen oder schwachen Seele. Diese Umstände sollten ihm zum Opfer einer grausam-menschlichen Aristokratie machen.

Freilich darf Kaiser Paul nicht vorwurfslos bleiben, denn seine Handlungen waren häufig derart angethan, derart despotisch unumschränkt, daß endlich Alles in Petersburg zu beben begann und selbst die bevorzugtesten Günstlinge Paul's nicht sicher waren, daß die Gunst, in der sie standen, nicht doch noch mit einer Verbannung nach Sibirien endigen werde.

Außer seinem persönlichen, bis an das Gefährliche grenzenden Wandelmuthe führte aber besonders seine unglückliche Politik, die er Frankreich und England gegenüber betrieb, seine tragische Ende herbei.

Wir dürfen jedoch auch die schönen Züge seines Charakters nicht unerwähnt lassen, denen nach er, um die Bedürfnisse seiner Untertanen selbst kennen zu lernen, zweimal in jeder Woche Audienzen gab, bei welchen Jedermann sein Anliegen vorbringen konnte. Bald verrieth er das Bestreben, Aenderungen in den Einrichtungen Katharinas zu bewirken, indem er seine Mutter übertreffen zu wollen schien. Vor Allem war sein Augenmerk auf eine Verbesserung der Finanzen gerichtet. Er beschränkte daher den Hofstaat und die Auslagen seiner Hofhaltung, verminderte die Dienststellen, hob bei jedem Gouvernement einen Gouverneur auf, beschränkte die Zahl der Gouvernements und ließ einen Theil der Danknoten vertilgen. Nächste den Finanzen war seine Sorgfalt auf die Armee gerichtet, er suchte eine strengere Kriegszucht einzuführen, entließ die meisten Officiere der Gardeeregimenter und setzte neue an ihre Stelle, um den unruhigen Geist dieser Truppe zu zähmen, dann bestrafte er nicht nur jede Nachlässigkeit mit aller Strenge, sondern ließ auch jede Bestrafung öffentlich bekannt machen. Leider verleitete ihn seine Leidenschaftlichkeit nicht selten zu Ueberreibungen, die sein Sinn für Rechtlichkeit nicht immer in der Lage war, wieder gut zu machen.

Seine Leidenschaftlichkeit aber äußerte sich am gefährlichsten, als ihn die Vorgänge in Frankreich auf das Aeußerste gereizt hatten. Die französische Revolution war ihm ein Greuel und führte ihm Anfangs zum glühendsten Haß gegen Frankreich und gegen Alles, was von Frankreich stammte.

In der Blut seines Eifers hatte er Alles verboten, was aus Frankreich kam, Bücher, Moden und Trachten. Das war aber schon mehr als genug, um den russischen Adel zu verstimmen, der Frankreich zwar zu lästern liebte, jedoch mit dem Vorbehalte, sich an dem Geiste, an den Gebräuchen, an der vollendeten Gesittung dieses Landes genießend zu erfreuen. In dieser Ueberreizung hatte er den gegenrevolutionären Eifer unerträglich gefunden.

Jedoch sollte es bald anders werden. Napoleon Bonaparte verstand es wie kein Zweiter, die fürstlichen Herzen sich geneigt zu machen. Auch Kaiser Paul's Herz schlug dem Welt Eroberer in Freundschaft entgegen und bald darauf hatte man Paul zur entgegengekehrten Stimmung übergehen gesehen: seinen Bundesgenossen wendete er Haß, seinen bisherigen Feinden aber Zuneigung zu. Er trieb den Gegensatz aber noch weiter, indem er seinen früheren Bundesgenossen, den Engländern, nun gar den Krieg erklären ließ. Dies war dem russischen Adel gar zu arg, denn nun hatte Paul nicht die Neigungen, sondern die intimsten Interessen desselben verletzt.

Die Engländer bieten nämlich im Handel den russischen Pächtern die Mittel, ihrem Herrn die Guthapach zu bezahlen und zerriff somit die Bande, wodurch die russische Politik theilweise an die englische gekettet ist, denn der englische Handel in Petersburg ist der vorherrschende.

Die russische Aristokratie war daher über die neue Politik Paul's tief erbittert. Wenn sie an diesem Fürsten einen überlebenden Haß gegen Frankreich getadelt, so tadelt sie jetzt noch bei Weitem mehr noch eine übertriebene Liebe, als diese Liebe bis zu Maßregeln ging, die den Großgrundbesitzern höchst verderblich waren. Mit diesen Verletzungen des Geschmacks und der Interessen verband Paul Oeufamtionen, die seinem eher guten als bösen Herzen nicht natürlich waren. Er hatte eine Menge von Unglücklichen nach Sibirien geschickt. Gerührt von ihren Leiden hatte er sie begnadigt und zurückgerufen, aber ohne ihnen ihre Güter wiederzugeben. Diese Armen erfüllten Petersburg mit ihrem Elend und ihren Klagen. Das fiel ihm zur Last und er verbaunte sie aufs Neue. Mit jedem Tage wurde er in demselben Maße mißtrauischer, je offener sich der Haß seiner Untertanen zeigte, und schließlich bedrohte er alle Häupter. Er verlegte sich auf das Entwerfen finsterner Pläne, bald gegen seine

Minister, bald gegen seine Frau und seine Kinder, und schließlich nahm er die ganze Haltung eines Tyrannen an. Seinen Palast hatte er wie eine Festung mit Wällen und Gräben versehen, um sich gegen unermuthete Angriffe zu sichern. In der Nacht selbst verammelte er die Thüre gegen das Gemach der Kaiserin — und leistete eben dadurch, ohne es zu ahnen, seinen Gegnern den größten Vorstoß, ja bereitete sogar dadurch die Ursachen seines tragischen Todes vor.

Ein solcher Zustand der Dinge konnte nicht von Dauer sein und mußte enden. Der Gedanke, sich des unglücklichen Paul zu entledigen durch das gewöhnliche Mittel, welches dort, wo der Palast die Nation ausmacht, eine Palastrevolution ist, dieser Gedanke bemächtigte sich aller Köpfe.

Am russischen Hofe lebte damals einer jener zu fürchtenden Männer, welche vor keinem äußersten Schritte zurückzusehen, die bei einer regelmäßigen Regierung vielleicht große Bürger werden würden, bei einer despotischen aber Verbrecher werden können. Dieser zu fürchtende Mann, der auch in der That die Verschwörung gegen Paul leitete, war Graf Pahlen, der nicht nur Oberbefehlshaber der Truppen der Hauptstadt, sowie Director der Polizei und des Reichspostwesens, sondern seit dem 10. März 1801 auch Mitglied des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten war.

Der Graf Pahlen hatte im russischen Heere mit Auszeichnung gedient. Seine Persönlichkeit war imponierend und er verband unter den rauhen, zuweilen vertraulichen Formen eines Soldaten einen feinen und tiefen Geist. Außerdem besaß er eine merkwürdige Stolzheit und unerschütterliche Geistesgegenwart. Als Gouverneur von St. Petersburg und Leiter der Polizei des Reiches und durch das Vertrauen seines Gebieters war er in alle wichtige Staatsangelegenheiten eingeweiht und konnte mehr noch thatsächlich als seines Titels wegen für die Hauptperson der russischen Regierung gelten.

Dieser Mann war nun der größte Gegner der Politik Paul's und überzeugt, daß Alles zu Grunde gehen werde, wenn man die Regierung Paul's nicht abfürze, dabei mußte er jeden Augenblick der Ungnade des launischen Despoten gewärtig sein, seit dem Kaiser einige Zeichen der Unzufriedenheit entschlüpfen waren.

Der sich bedroht fühlende Große des Reiches faßte schnell seinen Entschluß und verständigte sich mit dem Grafen Panin,*) dem Vicekanzler und Leiter der auswärtigen Angelegenheiten. Beide glaubten, es müsse einem Stande der Dinge ein Ende gemacht werden, der eben so sehr für das Reich, als für die einzelnen Personen beunruhigend geworden war. Die Ausführung des gemeinschaftlich gefaßten furchtbaren Entschlusses übernahm Graf Pahlen.

Der Kronprinz und Thronerbe war der Großfürst Alexander, der nachher als Alexander I. vom Jahre 1801 bis 1825 regierte. Derselbe war zu dieser verhängnißvollen Zeit ein junger Prinz, welcher glücklich Anlagen verrieth und damals leicht zu leiten schien, was er aber später nicht gewesen sein soll. Ihn wollte der Graf Pahlen durch eine schnelle, erschütterungslose Katastrophe auf den Kaiserthron bringen. Es war unerlässlich notwendig, sich mit dem Großfürsten-Thronfolger zu verständigen, zunächst um seine Mitwirkung zu erlangen, dann aber auch um nicht schon einen Tag nach dem Ereignisse wie ein gewöhnlicher Mörder behandelt zu werden, den man aufsperrt, wenn man sich auch sein Verbrechen zu Nuge macht. Es war schwierig, sich diesem Prinzen zu eröffnen, denn er war wohlgesinnt und unsähig, sich zu einem Angriff auf das Leben seines Vaters herzugeben. Ohne sich offen auszusprechen und irgend einen Plan zu gestehen, sprach Graf Pahlen mit dem Großfürsten von den Staatsangelegenheiten, theilte ihm jede ausweichende Maßregel Paul's, die dem Reiche gefährlich war, sogleich mit und schweig dann still, ohne daraus eine Forderung zu ziehen. So oft Alexander eine solche Mittheilung erhielt, schlug er mit Schmerz die Augen nieder und schweig ebenfalls. Diese Stimmungen, aber ausdrucksvollen Auftritte wiederholten sich mehrmals. Endlich mußte man sich deutlicher aussprechen. Der Graf Pahlen machte dem jungen Prinzen endlich begreiflich, daß ein solcher Zustand der Dinge nicht länger fortdauern könne, ohne den Sturz des Reiches herbeizuführen, und sagt, man müsse Paul absetzen, ihm eine ruhige Zurückgezogenheit sichern, um jeden Preis aber die Zügel des Staates den Händen dieses Monarchen, der im Begriffe sei, ihn in den Abgrund zu stürzen, entreißen, wobei er sich wohl hütete, von einem Verbrechen zu reden, denn auf einen solchen Vorschlag wäre Alexander niemals eingegangen. Alexander war tief ergriffen, verzog sogar Thränen, verwarf jeden Gedanken, seinem Vater das Reich streitig zu machen, gab aber allmählich nach, als Paul neue Beweise gab, daß er in der That auf dem geradensten Wege sei, die Staatsangelegenheiten und die kaiserliche Familie in Gefahr zu stürzen.

Alexander, durch Pahlen beredet, gab also endlich nach, forderte aber vom Grafen den feierlichen Eid, daß man sich am Leben seines Vaters nicht vergreifen wolle. Graf Pahlen beschwor Alles, was dieser unerfahrene Sohn wollte, welcher glaubt, man könne einem Kaiser das Scepter ohne das Leben entreißen!

So weit hatte Pahlen seine Pläne durchgeführt, jetzt mußten noch Leute zur Ausführung gefunden werden, denn obgleich Graf Pahlen einen solchen Plan entworfen, hielt er es doch unter seiner Würde, selbst dabei Hand anzulegen. Er wählte sie im Gedanken aus, behielt es sich aber vor, sie erst später oder später von der ihnen zugeachteten Rolle in Kenntniß zu setzen, nach Maßgabe des Vertrauens, das sie verdienen würden. Die Brüder Suboff, Emporkömmlinge, welche durch Katharina's Gunst gestiegen, wurden zu Hauptwerkzeugen der Katastrophe gewählt. Pahlen machte ihnen erst sehr spät seine Mittheilung. Plato Suboff, der Günstling Katharina's, ein geschmeidiger, regsamer Mensch, war vollkommen würdig, bei einer Palastrevolution eine Rolle zu spielen. Sein Bruder Nicolaus dagegen, der sich nur durch große körperliche Stärke auszeichnete, war für eine untergeordnete Rolle geeignet. Valerian Suboff, ein tapferer und ehrenwerther Soldat und Freund des Großfürsten Alexander, hatte es verdient, von diesem Complot ausgeschlossen zu werden. Sie hatten eine Schwester, die mit der ganzen englischen Partei in Verbindung stand, die Geliebte des Lord Withworth, des englischen Botschafters war und ihnen alle Leidenschaften der britischen Politik einhauchte. Graf Pahlen bereitete sich noch viele andere Mithülfige vor und ließ sie unter verschiedenen Vorwänden nach Petersburg kommen, jedoch ohne ihnen das Mindeste zu entdecken. Einen Mann hatte er gleichfalls nach Petersburg beschieden, an dessen Theilnahme er ebenso wenig zweifelte, als an seiner furchtbaren Energie, nämlich den berühmten General Benningsen, einen in russischen Diensten stehenden Hannoveraner, welcher damals der erste Officier im russischen Heere war und der später, im Jahre 1807, die Ehre hatte, in Polen den siegreichen Marsch Napoleon's aufzuhalten.

Benningsen war vordem auf's Land geschickt aus Furcht vor dem Zorne Paul's, dessen Mißfallen er sich zuzuzogen hatte. Graf Pahlen rief ihn aus seiner Zurückgezogenheit hervor, weihte ihn in das Complot ein, sagte ihm aber nur von dem Plane, den Kaiser abzuführen. Benningsen gab sein Wort und hielt es mit fürchterlicher Beständigkeit.

Zur Ausführung des Complottes hatte man einen Tag zu wählen beschloffen, an dem das dem Großfürsten Alexander völlig ergebene Semonow'sche Regiment die Wache im Michaelspalaste hatte. Man mußte also warten. Allein die Zeit drängte, denn Paul wurde jeden Tag gefährlicher für die Interessen des Reiches und die Sicherheit seiner Diener. Eines Tages ergriß er den unerschütterlichen Pahlen am Arme und richtete an ihn diese keltamen Worte:

„Waren Sie im Jahre 1762 in Petersburg?“
„Ja,“ antwortete Graf Pahlen kalblütig, „ich war hier.“
„Welchen Antheil haben Sie an dem genannten, was damals geschah?“ fragte der Kaiser weiter.
„Den eines Subaltern-Officiers, der zu Pferde in Reihen seines Regiments hält. Ich war Zeuge, aber nicht Mithandeln der bei jener Katastrophe.“

„Nun denn,“ fuhr Paul fort und warf dabei einen mißtrauischen, anklagenden Blick auf seinen Minister, „man will die Revolution von 1762 heute noch einmal begangen.“

„Ich weiß es,“ antwortete Graf Pahlen, ohne in Verwirrung zu geraten; „ich kenne das Complot und gehöre mit zu demselben.“
„Was!“ rief Paul, „Sie sind mit in der Verschwörung?“

„Ja, aber nur um desto genauer unterrichtet zu sein und besser Ihr Leben bewachen zu können.“

Die Ruhe dieses furchtbaren Verschwörers machte Paul in seinen Mithandlungen irre. Er gab keinen Verdacht gegen ihn auf, blieb aber auch ferner unruhig und aufgeregt.

Ein Umstand gestellte sich zum anderen, um gewissermaßen Paul's Untergang desto sicherer herbeizuführen. Paul ließ nämlich am 23. März 1801 an Herrn v. Krüdener, seinen Gesandten in Berlin, eine Depesche abgehen, in welcher er ihn auftrag, dem preussischen Hofe zu erklären, daß er ein Heer von 80.000 Mann gegen die preussische Grenze werden marschiren lassen, wenn er sich nicht entschließt, schnell gegen England aufzutreten. Der Graf Pahlen wollte Krüdener auffordern, auf diesen Auftrag kein Gewicht zu legen, ohne sich aber zu entdecken, und fügte eigenhändig folgende Nachschrift hinzu: „Se. kaiserliche Majestät ist heute unwohl. Dies könnte Folgen haben.“

Und eben der 23. März war zur Ausführung des Complottes gewählt. Graf Pahlen hatte unter dem Vorwande einer Mittagstafel die Subj.ßchen Brüder, Benningsen, viele Generale und Officiere, auf die man glauben rechnen zu können, bei sich versammelt. Man kredenzte ihnen Weine aller Art. Pahlen und Benningsen tranken nicht. Nach dem Mahle theilte man den Verschwörern den Plan mit, um dessen Willen sie versammelt waren. Die Weisten wurden jetzt zum ersten Male in den furchtbaren Plan eingeweiht. Man sagte ihnen nicht, Paul müsse ermordet werden, sondern nur, man müsse zum Kaiser gehen und ihn zur Abdankung nöthigen; so werde man das Reich von einer drohenden Gefahr befreien und eine Menge unschuldige Häupter retten, die Paul's blutdürstiger Wahnsinn bedrohe.

Um sie endlich vollends zu gewinnen, versicherte man, der Großfürst Alexander sei selbst überzeugt von der Nothwendigkeit, das Reich zu retten, wisse um den Anschlag und billige ihn. Jetzt zauberten diese schon weinbrauschten Männer länger nicht und brachen auf, größtentheils in der Meinung (drei oder vier ausgenommen), sie gingen nur, einen wahnsinnigen Kaiser abzusetzen, nicht aber das Blut eines unglücklichen Gebieters zu vergießen.

Als die Nacht vorgerückt genug scheint, machten sich die Verschwörern, 60 an der Zahl und in zwei Abtheilungen getrennt, auf den Weg. Graf Pahlen führt die eine, General Benningsen die andere, beide in Uniform, mit Schärpe und Ordensband, den Degen in der Hand. Der Michaelspalast war gebaut und wie eine Festung bewacht; vor den Anführern aber, welche die Verschwörern führen, sinken die Schranken, öffnen sich die Thüre. Die Abtheilung Benningsen's geht voran und begibt sich geraden Weges nach dem Gemache des Kaisers. Graf Pahlen bleibt mit seiner Reserve von Verschwörern zurück. Dieser Mann, der die Verschwörung angelegt, mochte doch ihrer Ausführung nicht beivohnen. Er war nur da, um unvorhergesehenen Fällen zu begegnen. Benningsen dringt bis zum Gemach des schlafenden Monarchen. Zwei Häudulen bewachen es. Di se kraven Diener sind treu geblieben und wollen ihren Herrscher vertheidigen. Einer von ihnen wird durch einen Säbelhieb niedergestreckt, der Andere entflieht und schreit nach Hilfe; vergeblich ruf in einem Palaste, dessen Bewachung fast nur Mithülfigen des Verbrechens anvertraut ist! Ein Kammerdiener, der in der Nähe des Kaisers schlief, eilt herbei; man zwingt ihn, die Thüre seines Herrn zu öffnen. Der unglückliche Paul hätte im Gemache der Kaiserin eine Zuflucht finden können; allein in seinem argwöhnischen Mißtrauen, wie wir schon erwähnt hatten, verammelte er sorgfältig j den Abend die Thüre nach ihrem Gemache. Da ihm jede Zuflucht fehlte, springt er aus dem Bette und versteckt sich hinter einem Schirme.

Plato Subow springt an das Bett des Kaisers. Es ist leer. Er schreien ruft er: „Der Kaiser ist entflohen, wir sind verloren!“ — In demselben Augenblicke aber bemerkt Benningsen den Kaiser, geht auf ihn los mit dem Degen in der Faust und hält ihm die Abdankungs-Urkunde entgegen: „Sie haben zu regieren aufgehört!“, sagte er; der Großfürst Alexander ist Kaiser, in seinem Namen fordere ich Sie auf, auf das Reich zu verzichten und die Abdankungs-Urkunde zu unterzeichnen. Unter dieser Bedingung siehe ich für Ihr Leben.“ — Plato Subow wiederholt dieselbe Aufforderung. Verstört und außer Fassung fragt der Kaiser, was er gethan habe, daß man ihn so behandle. — „Sie haben nicht aufgehört, uns seit Jahren zu verfolgen!“, schreien die halbberauschten Mörder. Jetzt drängen sie sich näher an den unglücklichen Paul, der vergebens sich sträubt und sich anfleht. Man hört Geräusch. Es sind die Schritte einiger zurückzueilender Verschwörern. Aber die Mörder glauben, man komme dem Kaiser zu Hilfe und entfliehen in Unordnung. Benningsen bleibt unerschütterlich allein dem Monarchen gegenüber und hält ihn zurück mit der Spitze seines Degens. Die Verschwörern haben einander erkannt und kehren in das Zimmer zurück. Auf's Neue und drängen sie den unglücklichen Monarchen, um ihn die Thronentsagung abzuwingen. Einen Augenblick versucht er sich zu wehren. Beim Anknüpfen wird die Lanze umgestoßen, welche diese Grauenscene beleuchtet. Benningsen läuft nach ein r anderen. Als er wieder eintritt, findet er Paul bereits vertheidend unter den Streichen von zweien der Mörder. Der Eine hatte ihm mit dem Degenknopf die Stirnhöhle eingeschlagen, der Andere ihm mit der Schärpe den Hals zugeschnürt.**) Der Hauptanführer Pahlen war unterdessen mit seiner Schaar fortwährend draußen geblieben. Er hielt sich nämlich kluger Weise im Hintergrunde, um je nach dem Ausgange der Sache entweder als Leiter derselben oder als Paul's Retter zu erscheinen. Ebenso auffallend ist es, daß Benningsen um eine andere Lampe tief und den Kaiser den übrigen Mithülswörern überließ, weshalb sandte er als Anfänger nicht rasch irgend eine andere Person, dieses zu thun?

Der Kaiser hatte noch um neun Uhr mit seiner Familie zu Nacht gespeist; zwei Stunden später drangen die Verschwörern in sein Zimmer und konnten dieses Alles ausführen, ohne daß die Dienerschaft oder sonst ein Familienuitglied etwas davon bemerkt hatte.

Nachdem man dem draußen nachhabenden Pahlen gemeldet hatte, daß Alles gethan sei, ließ er die Leiche des Kaisers in sein Bett legen und stellte dreißig Mann als Wache vor die Thüre des Zimmers mit

*) In diesem Jahre hatte man nämlich Kaiser Peter III., den Vater Paul's, ermordet, um Katharina II. auf den Thron zu bringen (Thiers). — Nach Schlosser scheint die Ermordung Peter's mehr nur durch Gregor Orloff's Bruder, Alexi Orloff, aus der Uebersicht vollbracht worden zu sein, damit Gregor, ein Günstling Katharina's der kaiserlichen Witwe Gemahl werden könne. Auch wurde der Kaiser nicht in der Stadt Petersburg, sondern außer der Stadt in Peterhof ermordet, wobei Alexi Orloff mit einigen Spießgesellen in das Gefängniß des bereits entronnenen Kaisers drang, mit diesem eine Rauferei begann, wobei der unglückliche Kaiser auf barbarische Weise erdroßelt wurde.

**) Thiers' „Consulat und Kaiserreich“. Schlosser sagt hierüber bloß, daß Paul erdroßelt werden sei, vom Schläge auf das Haupt erwähnt weder er, noch Orloff etwas.

*) Nach authentischen Quellen bearbeitet.

*) Thiers' „Consulat und Kaiserreich“; Schlosser erwähnt ihn bei dieser Gelegenheit nicht unter den Verschwörern.

dem Befehle, Niemand einzulassen, selbst nicht die Mitglieder der kaiserlichen Familie. Dann begab er sich zum Großfürsten, um ihm das fürchtliche Ereignis dieser Nacht zu melden. Der Großfürst war natürlich —

Wie mochten Alexander's Ansichten über die Absetzung eines Kaisers gewesen sein? Oder darf man in den Herzen der Kronprinzen damals keine kindliche Liebe voraussetzen? Thiers lobt die Eigenschaften des Kronprinzen, indem er schreibt, daß der Schmerz des jungen Fürsten groß war und daß dieser Schmerz auch — wie man sagt — die geheimen Qual seines Lebens ausgemacht habe, denn die Natur hatte ihm ein gutes, edles Herz gegeben. Sollten es nicht vielleicht Gewissensbisse gewesen sein, die ihn fortleiteten, bis er ja doch das Schicksal seines Vaters mittheilte in die Hände der Verächter gelegt hat?

Der Thronfolger warf sich auf einen Stuhl, brach in Thränen aus, wollte nichts mehr hören und überhäufte Pahlen mit bitteren Vorwürfen, welche dieser mit unerschütterlicher Klugheit hinstellte. Ob Psychologie, welche Mithel bieten sich dir bei Betrachtung solcher Acte? Kennen die Vorwürfe Alexander's nicht gemeint sein, da doch Pahlen, der eigentliche Mörder des Kaisers, nicht nur in der Umgebung Alexander I., sondern sogar auch an der Spitze der Regierung blieb? War es dann schwer, die Vorwürfe unerschütterlich hinzunehmen? Jawohl, Graf Pahlen hatte wohl Ursache, alle Vorwürfe unerschütterlich hinzunehmen, darum kam er doch seinen Augenblick außer Fassung und setzte das Drama in regelmäßiger Weise fort. Er beauftragte eine der Kaiserin sehr nahe stehende Person, sich zu derselben hinzusetzen und ihr ihre tragische Verwirrung zu melden. Die Fürstin ließ eilfertig nach dem Zimmer ihres Gatten und versuchte bis an sein Sterbebett vorzudringen. Die Wache hinderte sie daran. Als sie sich dann von ihrer ersten Betrübnis erholte, säßte sie in ihrem Herzen mit dem Schmerze auch die Regungen des Erbprinz erwachen! — Dies darf uns nicht Wunder nehmen, denn der Erbprinz der russischen Fürstentümer vergangener Zeiten hatte häufig jedes andere weibliche — oder, besser gesagt, menschliche Gefühl niedergedrückt — die Schwester Peter des Großen, die Gattin Peter III. u. s. w. geben Beispiele genug für unsere Behauptung.

Genug dessen, die Gattin des eben gemordeten Kaiser Paul erinnerte sich unerbittlich an Katharina und — wollte herrschen. Sie schickte mehrere Personen zu Alexander, ihrem Sohne, den man als Kaiser auszurufen im Begriffe war und ließ ihm sagen, ihr gehöre der Thron, ihren Regierungsantritt, nicht den seinigen, müsse man verkünden. — Im bürgerlichen Leben würde man dies Vorgehen das Streifen der laienhaften Erben nennen. Allein am russischen Hofe war's anders, denn Thiers schreibt: Neue Verlegenheit, neue Qual für das zerrissene Herz dieses Sohnes, der zwischen der Leiche eines ermordeten Vaters und einer in Thränen zerfließenden Mutter, die entweder ihren Gemal zurück oder die Krone verlangte, auf die Stufen des Thrones steigen sollte! — Unter diesen gräßlichen Erschütterungen war aber die Nacht vergangen; der Tag nahte und man durfte zu Betrachtungen keine Zwischenzeit lassen. Es kam Alles darauf an, daß mit der Nachricht vom Tode Paul's zugleich die Thronbesteigung seines Nachfolgers bekannt wurde. Graf Pahlen erschien nun abermals als Faciotum, trat an den jungen Fürsten heran: „Seht ich genug gewohnt wie ein Kind“, sagte er; „jetzt kommen Sie regieren!“

Er riß ihn fort von diesem Orte des Schmerzes, um ihn, von Benningfen begleitet, den Truppen vorzuführen.

Der verwaiste Thronfolger ritt in Begleitung der beiden Verschwörer aus. Das erste Regiment, dem man begegnete, war das Preobraschenski'sche. Es zeigte sich kühl, denn es war Paul I. ergeben, die anderen aber, welche den jungen Großfürsten liebten, überließ es auch unter dem Einflusse des Grafen Pahlen stanken, der eine große Gewalt über das Heer hatte, zauderten nicht, zu rufen: „Es lebe Alexander!“ Dies Beispiel fand Nachahmung und bald war der junge Kaiser ausgerufen und in den Besitz des Thrones gesetzt. Er kehrte zurück und begab sich mit seiner Gattin, der Kaiserin Elisabeth, in — den Winterpalast. In Petersburg erfuhr Bezermaun mit Götze diese blutige Katastrophe. Die schauerhaften Umstände der Ermordung Paul I. wurden bekannt und höchsten tiefes Mitleid beim Volke ein. Seine Leiche wurde, dem Gebrauche gemäß, ausgestelt, aber mit unendlichen Vorsichtsmaßregeln zur Verbergung seiner Wunden. Uniform-Handschuhe bedeckten seine verbluteten Hände, ein großer Hut sein Haupt; sein Gesicht war gezeichnet, — aber man sagte dennoch, er sei am Schlagflusse gestorben.

Der neue Kaiser wirkte in allen Hinsichten wohlthätig für das Reich, die Verbeugung, das größte Schandmal der Menschengeschichte, wurde theilweise aufgehoben, theilweise beschränkt. Genug dessen, selbst ein Leibniz hätte seinen Trost nach diesen Ereignissen finden können, und wir mögen zum Schluß nur noch andeuten, daß die Wege der Diplomatie auch oft unergänzlich sind.

Ein Brief des Grafen Cavour.

Angesichts der jetzigen revolutionären Bestrebungen dürfte ein Brief des Grafen Cavour an seinen Freund La Marmora interessiren. Das Schreiben des revolutionären italienischen Staatsmannes ist zum erstenmale in der jüngst erschienenen Broschüre des Deputirten Massari publicirt worden und zeigt, wie revolutionäre Staatsmänner den nihilistischen Umsturzmannern den Weg zur Entthronung legitimer Fürsten gewiesen haben. Am 21. Juli 1858 begab sich Graf Cavour nach Plombières, wo sich Napoleon III. befand. Cavour blieb daselbst 36 Stunden. Von da aus reiste er nach der Schweiz, schrieb an Victor Emanuel II. einen langen Brief über seine Besprechung mit dem Kaiser der Franzosen und von Baden aus folgenden Brief an den General La Marmora:

„Baden, den 24. Juli 1858. Theurer Freund! Ich habe es für meine Pflicht gehalten, dem Könige ungeachtet des Resultat meiner Unterredung mit dem Kaiser mitzutheilen. Ich habe einen sehr langen Bericht (fast 40 Seiten) verfaßt, den ich durch einen Geheimschreiber an den König in Bern nach Turin schickte. Ich wünschte sehr, daß ihn der König lesen lasse, denn ich habe in demselben alles Erwähnenswerthe berichtet, was mir der Kaiser in einer Unterredung sagte, welche über acht Stunden dauerte. In der Hauptsache wurden folgende Punkte: 1. das Gebiet von Mailand und Carrara soll die Ursache oder der Vorwand (sic!) des Krieges sein; 2. Zweck des Krieges soll die Vertreibung der Oesterreicher aus Italien und die Errichtung eines Königreiches sein, das aus dem ganzen Po-Thale, den Legationen und den Marken (sic!) besteht; 3. die Abtretung Savoyens an Frankreich, jene der Grafschaft Nizza in Suspens; 4. der Kaiser glaubt sich des Beistandes Rußlands und der Neutralität Englands und Preußens sicher. Nichtsdestoweniger macht sich der Kaiser Illusionen über die militärischen Hilfsmittel Oesterreichs, über dessen Hartnäckigkeit, über die Nothwendigkeit, es zu schlagen, um die Abtretung Italiens zu erhalten. Er sagte mir, der Friede sei nur in Wien zu unterzeichnen; um dies zu erreichen, sei es nothwendig, eine Armee von 300,000 Mann zu formiren; er sei bereit, 200,000 Mann nach Italien zu schicken, verlange aber auch 100,000 Italiener. Der Kaiser ging dann in die Details des Krieges ein, die ich Dir in meinem Auftrage mündlich mittheilen werde. Ich glaube,

er hat die Frage besser als seine Generale studirt und besitzt die richtigen Ansichten hierüber. Er sprach auch über das Commando, über die Weise, mit dem Papste zu regieren, über das Verwaltungssystem, das man in den besetzten Provinzen einführen müsse, über die Finanzmittel, mit einem Worte über alle Hauptpunkte unseres großen Vorhabens.

Wir waren in Allem einig. Der einzige noch nicht definierte Punkt ist die Verehelichung der Prinzessin Clothilde. Der König hat mich autorisirt, die Allianz nur in dem Falle abzuschließen, wenn der Kaiser keine condition sine qua non aus der Heirat mache. Der Kaiser hat nicht zu sehr darauf bestanden, als Ehrenmann (sic!) habe ich mich verpflichtet. Ich habe aber die Ueberzeugung gewonnen, daß er auf diese Verehelichung ein großes Gewicht legt, und daß von derselben, wenn auch nicht die Allianz, so doch ihr Ausgang abhängt. Es wäre ein großer, ein sehr großer Fehler, sich mit dem Kaiser zu verbinden und ihm zu gleicher Zeit eine Beleidigung zuzufügen, die er nie vergessen würde, und es wäre für ihn ein ungeheurer Schaden, an seiner Seite in Mitte seiner Mäthe einen unerschütterlichen Feind (den Prinzen Jerome) zu haben, der umso mehr zu fürchten wäre, als in seinen Adern corsisches Blut fließt. Ich habe an den König geschrieben und ihn dringend gebeten, das schönste Unternehmen der modernen Zeit wegen einiger Scrupeln halbvermoderter Aristokratie nicht zu Schanden zu machen. Ich bitte Dich, wenn er mit Dir darüber spricht, Deine Bitten mit der meinigen zu vereinen. Man darf kein Unternehmen versuchen, wodurch die Krone unseres Königs und das Schicksal unseres Volkes der Gefahr ausgesetzt wird; aber wenn man es versucht, so darf man nichts unterlassen, was den Ausgang des Kampfes sichert.

Ich habe Plombières in der heitersten Stimmung verlassen. Wenn der König in die Ehe einwilligt, so habe ich das Vertrauen, gleichsam die Gewißheit, daß Du binnen zwei Jahren als Haupt unserer siegreichen Truppen in Wien einmarschiren wirst. (Die Heirat wurde abgeschlossen, aber La Marmora blieb bei Verona stehen.) Um mich über die Begründung der mir vom Kaiser ausgesprochenen Hoffnungen zu versichern, bezüglich der möglichen Haltung der Großmächte bei einem eventuellen Kriege mit Oesterreich, hielt ich es für gut, nach Baden zu reisen, wo sich Könige, Fürsten und Minister verschiedener Staaten Europas befanden. Mein Gedanke war gut, denn in weniger als 24 Stunden sprach ich mit dem König von Württemberg, dem königlichen Prinzen von Preußen, der Großherzogin Helena, dem Baron Balan, einem der ersten der russischen Diplomaten; man könnte auf die Mitwirkung Rußlands rechnen und die Großherzogin sagte mir, daß, wenn Frankreich sich mit uns verbunden habe, die russische Nation ihre Regierung zwingen würde, daselbe zu thun. Balan sagte mir: Si vous avez à l'un de vos côtés un chasseur de Vincennes, comptez que de l'autre vous aurez un soldat de notre Garde: Was Preußen betrifft, so glaube ich, es wird, obwohl es große Antipathie gegen Oesterreich empfindet, zweifelhaft und unentschieden bleiben, bis es von den Ereignissen hingerrissen wird, an dem Kampfe Theil zu nehmen. Ich habe nicht mehr Zeit, fortzufahren u. s. w. C. Cavour.“

In Plombières haben Souveräne gegen Souveräne conspirirt, um Throne zu stürzen. Die heutigen Attentate sind Fortsetzungen dieser Conspirationen. Napoleon III. hat allen Revolutionären den Weg gezeigt. Und die russische Garde? Sie reicht nicht einmal zum persönlichen Schutze des Czaren aus!

Die Köche.

Von A. Strom.

Einer der erlauchtesten Köche des 16. Jahrhunderts war der Koch des Cardinals Caraffa, der dadurch seinem Herrn zu einer Berühmtheit verhalf, die dieser sonst niemals erlangt hätte, denn, abgesehen von dem Besitze des Küchenmeisters, beobachtet die Geschichte ein hartnäckiges Schweigen über etwaige andere Verdienste des erwähnten Kirchenfürsten. Das Juwel von einem Kochkünstler besaß nämlich die schätzenswerthe Gabe, seine artistischen Grundzüge auch darlegen und erklären zu können, und zwar mit einer Gewandtheit und einer Verfalltheit des Geistes, die selbst dem tiefsten Montaigne Hochachtung abranzen. „Er (der Koch) hielt mir“, so erzählt der gelehrte Michel, „eine Rede über diese science de gueule“ mit einem Ernste und einer würdevollen Haltung, als ob er von irgend einem Kernpunkte der Theologie gesprochen hätte. Er entfüllte mir die Verchiedenheiten des Appetits, desjenigen, welchen man nüttern, und desjenigen, welchen man nach dem zweiten und dritten Gange hat; die Mittel, ihm zu gefallen sowohl, als ihn zu wecken und zu reizen; die Feinheit der Saucen, zuerst im Allgemeinen, sodann im Besonderen die Eigenschaffen der Zugabezeiten und ihrer Wirkungen; die Mannigfaltigkeit des Salates, je nach der Saison, desjenigen, welcher gewürmt sein muß, desjenigen, welcher kalt servirt sein will, die Art, ihn zu schmücken und zu verschönen, um ihn dem Auge angenehm zu machen. Ueber die Weise, das Menu zusammenzustellen, verbreitete er sich hierauf mit schönen und gewichtigen Betrachtungen, und dies alles in dem reichen Gewande einer prächtigen Beredamkeit, die sogar jener gleich, deren man sich bei der Regierung eines Staates bedient.“

Unter dem Regime Ludwigs XIV. entfaltete sich letztere, die bisher nur Anospe gewesen, zur schönsten Blüthe bei den kleinen königlichen Mahlzeiten, im Saale der Günstlinge, bei den feinen Nachessen der Courtisänen und der Finanzleute entwickelten die Kochkünstler ihr höchstes Wissen und suchten, von löblichem Wettstreit erfüllt, einander zu überreffen.

Die berühmtesten „Vorfahrungen des Magens“ in dieser Epoche waren: Vatel, der maitre d'hôtel des großen Condé, des Siegers von Rocroi, und Gourville, früher ebenfalls in Diensten dieses Feldherrn, später Koch Ludwigs XIV.

Gourville erbringt in seinen Memoiren einen hübschen Beweis der Schwierigkeit, womit für einen des Küchendienstes Ungehobenen, sei er selbst der Theorie des Kochens noch so mächtig, die Herstellung des einfachsten Gerichtes verknüpft ist. „Auf einem der Festtage dieses Fürsten (Condé)“, erzählt der literarische Koch, „bestand sein ganzer Mundvorrath in einigen Körben Brot, denen ich Wein, harte Eier, Mäße und Käse beigelegt hatte. Mit diesen Provisionen versehen, marschirten wir in die Nacht hinein und gelangten in ein Dorf, das ein Wirthshaus besaß. Wir rasteten hier drei oder vier Stunden. Weil man daselbst nur Eier vorfand, pickte sich der große Condé darauf, eine Omelette zu bereiten. Die Wirthin sagte, daß man den Kuchen, um ihn besser backen zu lassen, umwenden müsse und lehrte ihn auch so ziemlich, wie dies zu machen sei. Kaum schickte er sich jedoch an, diese simple Handlung zu üben, als er bei der ersten Bewegung den Kuchen in's Feuer warf. Ich bat die Wirthin, einen anderen herzustellen, ihn aber nicht mehr diesem geschickten Koche anzuvertrauen. . . .“ Also, ein Feinschmecker par excellence, ein in allen Regionen der Gourmandise heimischer Lebemann, verstand nicht einmal eine Omelette zu backen! „Er weiß den Stuhl in allen Sprachen zu nennen, aber nicht, sich darauf zu setzen“, sagte Königin Christine von Schweden von dem gelehrten Salmafus. „Er weiß alle Speisen in ihren sämmtlichen Geschmacksnuancen zu würdigen, aber nicht eine einzige zu bereiten“, hätte Gourville von seinem Herrn, der jedoch nichts weniger als ein Meister war, behaupten dürfen. Dort man gelte die theoretische Praxis, hier die praktische Theorie. Doch, trop de bruit pour une omelette!

Vatel! Wenn ist dieser durch das tragische Ende seines Inhabers sprichwörtlich gewordene Name nicht bekannt! Dieses „Vorbild aller strebsamen Köche“ erhielt für jede neue von ihm erfundene Speise eine Tabatiere oder einen Ring. Frau v. Sévigné, die einmal so glücklich war, einen seiner Ortolane, ein Lieblingsgericht des großen Condé, zu kosten, konnte sich nicht enthalten, die Hand des Künstlers, der diesem beehrten Vogel einen so piquanten Geschmack zu verleihen wußte, zu erfassen und sie mit Thränen der Rührung zu benetzen.

Der Tod Vatel's erfolgte gelegentlich eines Besuches, den Ludwig XIV. seinem tapferen Paladin Condé im Schloß zu Cantilly abstattete. Die berühmteste aller Briefschreiberinnen, Madame de Sévigné, gibt Madame de Orignan über dieses traurige Ereigniß, wie nachstehend, Rechenschaft:

„Der König kam am Donnerstag Abends an; die Promenade, der in einem mit Jonquillen verzierten Orte servirte Imbiß, alles das war nach Wunsch. Man soupirte; an einigen Tafeln fehlte der Braten wegen mehrerer Diners, die man nicht erwartet hatte. Dies ergriff Vatel; er sagte mehreremale: „Ich habe meine Ehre verloren; das ist eine Angelegenheit, die ich nicht ertragen werde.“ Er sagte zu Gourville: „Wir wirbelt der Kopf; zwölf Nächte sind's, daß ich nicht geschlafen habe; helfen Sie mir, Befehle ertheilen.“ Gourville unterstützte ihn, wo es anging. Der Braten, welcher nicht an der Tafel des Königs, sondern an der fünf- undzwanzigsten gefehlt hatte, kam ihm jedoch immer wieder in den Sinn. Gourville theilte es dem Fürsten mit; der Fürst ging in das Zimmer Vatel's und sprach zu ihm: „Vatel, Alles geht gut; nichts war schöner als das Souper des Königs.“ Er antwortete: „Monsieur, ihre Güte richtet mich zu Grunde; ich weiß, daß der Braten an zwei Tafeln gefehlt hat.“ — „Thut nichts“, entgegnete der Fürst, „ärgeren Sie sich darüber nicht, Alles geht vortreflich.“ — Mitternacht kommt, das Feuerwerk mislingt; es wurde durch eine Wolke verhüllt; es kostete sechszehntausend Francs. Um 4 Uhr des Morgens begibt sich Vatel hinweg; er findet Alles ausgehoben. Er begegnete einem kleinen Lieferanten, der ihm nur zwei Ladungen Seefische brachte; er fragt ihn: „Ist das Alles?“ — „Ja, Herr!“ — Dieser wußte nicht, daß Vatel nach allen Seefischen geschickt hatte. Vatel wartet einige Zeit; die anderen Lieferanten kamen nicht; sein Kopf erhitzte sich; er glaubte, daß er weiter keine Seefische erhalten würde. Er traf Gourville und sagte zu ihm: „Mein Herr, ich werde diesen Schimpf keinesfalls überleben.“ Gourville machte sich über ihn lustig. Vatel geht auf sein Zimmer, preßt seinen Degen gegen die Thüre und rennt sich ihn durch's Herz; doch erst beim dritten Stoße, denn die zwei ersten waren nicht tödtlich, geschah es, daß er sterbend zusammenbrach. Zwischen langen die Seefische von allen Seiten an; man sucht Vatel, um sie zu vertheilen; man geht an sein Zimmer, man klopft, man erbricht die Thüre, man findet ihn ertränkt in seinem Blute. Man läuft zum Fürsten, der in Verzweiflung gerieth. Der Herzog weinte; Vatel's wegen gab er die Reise nach Bourgogne auf. Tief traurig theilte es der Fürst dem Könige mit.“

Ainsi finit Vatel, victime déplorable. Dont parleront longtemps les fastes de la table. O vous! qui par état présidez aux repas, Donnez-lui des regrets, mais ne l'imitez pas!

fingt Berchoux nicht mit Unrecht, obgleich sich ohne die von Vatel auf die Spitze getriebene, bis zum Neufsersten gesteigerte Eigenschaft, den Ehrgeiz, kein hervorragender Koch denken läßt, weil er ohne diesen Motor nimmer etwas Großes schaffen würde. Köche sollten darum nie heiraten, denn die Ehe tödtet den Ehrgeiz oder schwächt ihn doch mindestens. Christine von Schweden, die übrigens einen Amarantenthron mit der Devise: „Doux souvenir qui de doit pas mourir“ für solche Männer gestiftet hatte, die das Gelübde thaten, sich nie zu vermählen, handelte aus diesem Grunde ganz folgerichtig, wenn sie ihren Koch bloß deshalb fortjagte, weil er gegen ihren Willen in den Stand der heiligen Ehe getreten war.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erfaud Frau v. Maintenon für den geschwächten Magen Ludwigs XIV. die berühmte „Côtelettes en papillottes“ und die reizende Prinzessin von Conti das Hammel-Quartel. Die mit einer reichen Portion Gourmandise ausgestattete Witwe Scaron's, deren Eiferthum durch die letztere Erfindung rege geworden war, suchte um den Ruhm ihrer Nebenbuhlerin zu verdunkeln, indem sie die Ente „au père Vanille“ schuf.

Um dieselbe Zeit blühte die Kochkunst am englischen Hofe. Die Königin Anna war eine große Feinschmeckerin, die es nicht unter ihrer Würde hielt, mit ihrem Küchenchef zu conversiren. Die englischen Kochbücher enthalten viele Zubereitungen mit der Bezeichnung: nach der Weise der Königin Anna (after queen Ann's fashion). Der gleichfalls zu den Gourmands zählende Leibarzt dieser Herrscherin, Dr. Martin Lister, veranstaltete von dem ältesten der existirenden Kochbücher, dem des Römers Coelius Apicius, eine ganz neue Edition unter dem Titel: „De obsoniis et condimentis, sive de arte coquinaria libri X“. Von dieser Auflage, die 1705 zu London erschien, wurden nicht mehr als 120 Exemplare abgezogen.

Derselbe Arzt spricht von dem Nutzen, den man aus dem Gebrauche der Waagen für die Küche ziehen kann. Wenn ein Duzend Lerdchen nicht ganz 12 Unzen wiegen, meint er, lassen sie sich nicht essen; wenn sie 12 Unzen wiegen, gehen sie an; wenn sie aber 13 Unzen wiegen, sind sie fett und vortreflich.

Ein sehr nüchternen Herrscher war Georg II. von England, der Sieger von Dettingen. Laut einem Küchenzettel, oder richtiger einem Allerhöchsten Küchen-Bulletin, das sich vom 13. September 1733 datirt, speiste dieser soldatische König: eine Suppe, ein Tauben-Fricassée, ein Ragout von Hammelfüßen, einen Kalbsbraten, einen Kapaun, zwei Tauben, eine Torte und einen Fladen. Der damalige Prinz Guard wußte sich mit einer Suppe und einer fetten Ganne, und Monsieur le Duc (Cardinal von York) mit einer Suppe und zwei Ecossaisen begnügen.

Auch Peter der Große verdient hier Erwähnung, wenn auch im gegen-theiligen Sinne. Der Regenerator Rußlands, welcher der Gourmandise ziemlich abhold war — jagte er doch einst in Krollen recht artig zu dem Fürsten von Walded: „Alles ist prächtig in Ihrem Schlosse, nur die Küche ist zu groß!“ — pflegte zum Dessert tagtäglich Butter und Käse zu essen. Vor allen liebte er den Limburger. Velten, sein Koch, setzte ihm einst einen ganz excellenten Käse vor. Beim Schluß der Mahlzeit zog der Czar sein mathematisches Bestek, das er beständig bei sich trug, aus der Tasche, maß den übriggebliebenen Limburger, notirte sich die Größe desselben in seiner Schreibtafel, rief dann den Koch und sagte zu ihm: „Dieser Käse ist der beste, den ich in meinem Leben gegessen habe; schließ ihn ein und gib keinem davon, denn ich will ihn für mich allein behalten.“ Am anderen Morgen wird der Käse wieder aufgelegt. Der Kaiser wundert sich über die auffallende Verringerung; er mißt ihn und findet, daß die Hälfte daran fehlt. Er läßt seinen Koch kommen und fragt ihn: „Wie kommt es, daß der Käse, den ich Dir für mich zu verwahren gab, seit gestern um die Hälfte kleiner geworden ist?“ Velten, der nicht wußte, welche Vorsicht der Kaiser gebraucht hatte, antwortete, es habe Niemand davon gegessen. Peter bewies ihm durch seine Schreibtafel, daß der Käse seit gestern um die Hälfte kleiner geworden, nahm den Koch hierauf beim Kragen und hieb ihn weiblich durch. Seit jener Zeit pflegt man für den Ausdruck „Brügel bekommen“ die Metapher zu gebrauchen: „Er hat Limburger Käse genascht.“ „Europa.“

Monsieur Charles.

Sie haben ihn auch gesehen, meine Gnädige, wenn Sie auf dem Balkone saßen, ein kleines, reizendes Köschchen in dem duftenden, farben-prächtigen Blumenkranze und hinabblauen auf die wogende Menschenmasse in den engen Gassen der römischen Hauptstadt.

Es war ein langer, schmächziger Mann mit einem blassen Gesicht, schwarzem krausen Haar und einem dünnen Schnurrbart, welcher sich weich um die feingeschnittene Oberlippe legte. Die großen Augen waren von einer hellblauen Brille bedeckt und in seinem Antlitz war keine einzige Falte, bloß beim Lächeln (und er lächelte selten) zeigten sich zwei feine Furchen um die Mundwinkel, welche dem Gesicht einen Ausdruck schwer-müthigen Schmerzes gaben. Er trug zu jeder Jahreszeit graue Pantalons,

*) Wie es zu den verflümmelten Händen und gequältem Gesichte kam, darüber konnte ich selbst in meiner Hauptquelle, in Thiers' „Geschichte des Kaiserreichs und Consulats“ nichts Bestimmtes finden. Ebenfalls zeugt es für eine gemeine Morbidität.

die etwas zu kurz waren, und einen Hof von schwarzer Farbe, den er immer, auch in der größten Hitze, zugeknöpft hatte. Seine Hände waren von schwarzen Handschuhen bedeckt und seine Rechte hielt einen schwarzen Stock genau in der Mitte. Er wohnte sehr weit, im Haus draenlai. Täglich, Sommer und Winter, sah man ihn punkt 9 Uhr Früh in der Karlsstraße und punkt halb 11 Uhr in der Strada Virgostite — denn er war Lehrer der französischen Sprache und hatte sehr viele Schüler, worunter auch meine Wenigkeit.

Seine Buntlichkeit war sprüchwörtlich geworden und wenn Jemandem in der Karlsstraße die Uhr im Hause in der Frühe stehen blieb, so brauchte man nur zu warten, bis die lange, schmachtige Gestalt mit den hellblauen Brillen erschien und konnte getroßt die Uhr auf punkt Neune richten.

Fünf Minuten nach 9 Uhr öffnete sich die Thüre unseres Wohnzimmers, Mr. Charles machte seine Verbeugung und legte seinen schwarzen Hut genau neben die chinesische Porzellanfigur, welche auf dem kleinen, braunen Kasten stand; ebenso den Stock in die Ecke neben diesen Kasten und setzte sich mir gegenüber zu dem Tische. Punkt zehn Uhr erhob er sich, sagte mir bon jour, nahm mit der Rechten den Hut, mit der Linken den Stock und verschwand. Ich habe Mr. Charles nie ungeduldig gesehen, wie oft ich auch dazu Anlaß gegeben haben mag; bloß einmal im Winter sah ich eine Falte des Unmuthes auf seiner Stirne, und das war, weil die Dienstmagd seine Ueberstühle, welche er neben den Stuhl im Wohnzimmer gethan, auf einen Schmelz gestellt hatte — ebenso rückte er ängstlich auf dem Stuhle hin und her, wenn Jemand auf dem Kasten etwas suchte und Mr. Charles' Hut von der Stelle nahm. Dann wartete er, bis die Person fertig und stellte die Kopfbedeckung genau neben den lächelnden Chinesen.

Monsieur Charles hatte keine Freunde, denn er mied jeden Menschen. Nie hat Jemand ein Wort mehr von ihm gehört, als eben geboten schien; nie sah man ihn im Café oder Gasthaus, nie an einem Vergnügungsort, bloß auf die Gasse ging er zuweilen. Auch keine Leidenschaften hatte er, das bezeugte das marmorglatte, unbewegliche Gesicht; er schien keine Vergangenheit zu haben und keine Zukunft, er gleich einer Maschine, die man des Morgens in Bewegung setzt und welche Abends stille steht, nachdem sie ihre Arbeit verrichtet.

Und doch hatte er eine Vergangenheit. Seine Wiege stand in Paris; seine Eltern waren wohlhabend und ließen den Knaben, der frühe schon eine außerordentliche Lust und Begabung für Musik gezeigt, eine sorgfältige Ausbildung gewähren. Mit zwanzig Jahren spielte er die Violine meisterhaft; in den Concerten wurde er mit Blumen und Applaus überschüttet, seine Compositionen wurden mit lebhaftem Beifall aufgenommen, eine glänzende Zukunft leuchtete dem für seine Kunst glühenden Jüngling.

Eines Tages erhielt Mr. Charles ein Billet, in welchem er ersucht wurde, einer Dame seine Aufmerksamkeit zu machen. Er erschien zu der bestimmten Stunde im Hôtel; eine Jose führte ihn in ein elegantes Boudoir, welches von einer rosafarbenen Ampel beleuchtet war; ein berauschender Duft strömte ihm entgegen. Auf einem seidnen Fauteuil lag nachlässig eine Mädchengestalt; ein weißes Kleid bedeckte die zarten Glieder, der entzückend weiße Arm stützte das Köpfchen mit der üppigen goldenen Lockenfülle und ein Paar strahlende, nachschwarze Augen blitzten dem jungen Manne forschend entgegen; als er eintrat, erhob sich das Mädchen ein wenig. „Entschuldigen Sie, mein Herr,“ sagte sie mit einem Lächeln, das einen Karthäuser in Ecstase hätte bringen können, „daß ich Sie hierher bemüht! Ich habe Sie oft spielen gehört, doch nur in Concerten — möchten Sie nicht so freundlich sein, einmal für mich allein zu spielen?“ Sie wartete gar nicht auf Antwort, sie wußte, daß er die Bitte nicht abschlagen konnte, sie sah es an dem erregten Antlitze, an den entzückten, flammenden Augen. „Dort ist eine Cremoneser Geige,“ fuhr sie fort, indem sie auf das Instrument wies und sich zugleich zurücklehnte, die Augen halb schloß und die schimmernde Lockenfülle über den wogenden Büsen gleiten ließ. Er stand vor ihr — sein Bogen strich über die Saiten, leise, zitternd; wie verführerisches Weinen bebten die Töne durch das Zimmer, wie fließendes Schmelz wogten die Klänge auf und nieder, sehnsüchtig, athemlos, wie das Gebet eines Verbannten, wie das Schluchzen eines Verbannten, wie das wahnwitzige Jucken eines grenzenlos liebenden Mannes — sie hob sich langsam empor, die strahlenden Augen schimmerten feucht und um die vollen, üppigen Lippen suchte es leise — dann wechselte er plötzlich — wie Sturmesbrausen rauschten die Töne, wie frohlockendes Jubeln eines Dämons wogten die Klänge berauschend, zügellos, wie das Jauchzen eines Verbannten, der sein Vaterland wiederfiehet, wie das Frohlocken eines Siegers, wie der jubelnde Aufschrei eines wiedergeliebten, glühenden Mannes. Er lag zu ihren Füßen, er preßte das glühende Antlitze auf ihre Knie und seine Arme umschlangen die bebende Mädchenform; er küßte die duftenden, goldenen Fluthen an seinem Gesichte, er sah ihre lachenden Augen zärtlich auf sich gehöhet, er küßte die heißen, glühenden Mädchenlippen auf seinem Mund. . . . Es ist heiß im Zimmer, meine Gnädige, erlauben Sie, daß ich das Fenster öffne — so!

Sie war Primadonna bei der Oper in Paris, gefeiert und umschwärmt von der gesamten Männerwelt. Aber diese Männer waren ihr langweilig mit ihren ewigen Liebeschwüren und ihren Präzedenz; sie sah Charles, und der junge, schüchterne Mann, der nur eine Dame näher kannte, Dame Kunst, gefiel ihr; ihr gefiel auch seine wahnwitzige Liebe, sie scherzte mit ihm, wenn er eifersüchtig war und lachte, wenn er tobt und mit den Zähnen knirschte, weil sie Andere ebenso zärtlich ansah wie ihn, aber endlich war ihr auch diese naive Ophelloide — langweilig, emuuant, und sie sagte es ihm lächelnd — eines Tages kam er zu ihr und man sagte ihm, das Fräulein sei nicht zu sprechen. Die mittelbige Jose sah sein Erblassen, seine zitternden Hände und sagte ihm wohlmeinend: „Vergessen Sie das Fräulein, Monsieur, Sie werden sonst unglücklich!“ Er ging nach Hause und setzte sich vor seinen Tisch, das Gesicht auf die beiden Arme gelegt, sah er hier die ganze Nacht regungslos, wie tobt, und als das Grauen des Morgens über die Weltstadt hufchte, erhob er sich blaß und ruhig. Er nahm seine Geige und legte sie in ihren Kasten, packte seinen Koffer, und zwei Stunden später fuhr er in einem Coupé nach Bukarest. Seitdem ging er täglich von Früh bis Abends zu seinen Schülern, denen er Unterricht in der französischen Sprache gab — seine Geige aber hat er nie mehr berührt, und einmal, als ich ihn fragte, ob er das Instrument spiele, sagte er: „Ich hab' es vergessen!“ Und um die blauen Lippen suchte die beiden häßlichen Furchen. . . . Auf Ihrer Stirne zeigt sich die kleine, böse Falte, ein Zeichen, daß Sie zürnen. Sie mißbilligen die meße Handlung dieses Mädchens und doch haben auch Sie einst Ihren kleinen hübschen Canarienvogel gleichgiltig weggeschickt, weil er nicht mehr singen wollte? Das war nur ein Vogel! O, meine Gnädige, ich könnte Ihnen viele Namen nennen, welche einer Laune wegen einen armen Menschen in den Tod geschickt, welche mit der Rechten einen verzweifelnden Menschen von sich stießen, während sie zärtlich ein Mäpchen an den wogenden Büsen drückten! Trotzdem die zarten Frauen so leicht wie die Kinder weinen und gar so mittelidig seufzen können, sind sie doch viel, viel hartherziger, als wir rauhen Männer! Und auch Sie, meine Gnädige, streicheln so herzlich Ihren riesigen Neufundländer und geben ihm die lieblichsten Schmeichelnamen, daß ich manchmal feuerroth werde vor Eifersucht, und wenn ich — doch ich soll ja weiter erzählen!

Es war an einem schönen Herbsttage, als ein Dienstmann an die Thüre von Mr. Charles' Wohnung klopfte und meldete, daß ihn eine Dame im Hôtel „Fieschi“ zu sprechen wünsche. Mr. Charles hielt gerade ein Glas in der Hand und ließ es, zusammenzuckend, fallen, ich weiß nicht warum, vielleicht war er nervös. Als ihm der Garçon im Hôtel „Fieschi“ den Namen der Dame nannte, huschte eine flüchtige Röthe über das blaße Gesicht des Sprachlehrers und er strich mit dem Sackuch über seine Stirne, indem er lächelnd zu dem Garçon sagte, es sei sehr heiß draußen. Dann ging er den Gang hinab bis zu der Thüre, welche Nummer 19 trug, klopfte

an und trat auf den einladenden Ruf von Jansen ein. Es war fast dunkel in dem Gemache, die grünen Jalousien fast ganz geschlossen und nur hie und da zwängte sich ein blickender Sonnenstrahl in das Zimmer und tänzelte auf dem farbigen Teppiche umher. „Charles,“ hauchte eine matte Stimme und eine Gestalt richtete sich mühsam in dem Bette auf, „Charles, ich habe Dich gerufen in der Stunde des Todes, ich habe Dich zu mir gerufen, um nicht ohne Deine Vergebung zu sterben!“ Monsieur Charles näherte sich langsam dem Lager; seine Knie und Hände zitterten convulsivisch und sein Gesicht, von Schweiß bedeckt, war erschreckend blaß, während seine Lippen fieberhaft zuckten. Er stand neben dem Bette und blickte athemlos auf das zerfallene, durchdrachte Francaentlitz mit den müden, glanzlosen Augen, aus welchen heiße Thränen über die Wangen flossen. „Alice,“ sagte er leise, „liebe Alice, ich wußte, Du würdest wiederkommen, ob jung, schön, oder in der Stunde des Todes! Du kommst ja nicht sterben, wenn ich nicht spiele“, er erhob sich rasch und suchte im Zimmer, dort sah er sie auf einem Tische die alte Cremoneser Geige; mit zitternden, feuchten Händen ergriff er sie, „Alice, mon idole, höre — ich spiel' Dir das Lied, das ich Dir einst gespielt, weißt Du, als wir Beide noch jung waren und uns liebten, kennst Du es noch — les adieux!“ Der Kopf des Weibes war ermattet in das Kissen zurückgefallen, die Augen weit geöffnet, ein seltsames Lächeln auf den erstarrenden Jügen lauften sie — zitternd, schluchzend, verzweiflungsvoll bebten die Klänge wie das geisterhafte Schluchzen eines Wahnsinnigen, wie das irre Jubeln einer wahnwitzigen Nachtigall — er spielte, den Kopf hoch aufgerichtet, mit blutenden Lippen und weitgeöffneten Augen, seine Brust wogte auf und nieder, athemlos, keuchend, und immer wilder flangen die Töne, immer verzweiflungsvoller tönte das Schluchzen, immer toller jubelte das Geisterheer, frei, entseßt, nachdem es so lange geschlummert, es umschwirrte den bleichen Todesengel, welcher sich über das stehende Weib beugte, es umrauschte lachend den Mann, bis er erschöpft niedersank vor das Bett und mit dem Kopfe hart auf den Boden schlug. . . .

Ich schließe das Fenster, meine Gnädige, die Luft ist kühl und Sie sind leicht gekleidet.

Monsieur Charles war aus dem Zimmer gegangen und hatte dem Garçon gesagt, die Dame aus Paris sei gestorben, er werde sie morgen beerdigen lassen. Am nächsten Tage trug man sie hinaus in den Ort der Ruhe. Das ist die ganze kleine Geschichte, womit ich Sie doch nicht langweilt habe? Was mit Monsieur Charles geschah? Zwei Wochen nach dem Tode der Dame aus Paris trug man ihn auch hinaus auf den katholischen Friedhof; die Ärzte sagten, er sei an der Auszehrung gestorben — ich glaub' es nicht, und Sie, meine Gnädige? . . . C. O. Waldau.

Wie ich zu einer Frau kam.

Einem amerikanischen Freunde nachzählt von D. L.

Ich sah in meinem Schreibzimmer und las Molière. Da trat sie ein ohne jede Anmeldung.

Sie erschien mir wie ein Engel im weißen Gewande, aber sie trug ein nettes blaues Hütchen, so groß wie eine Untertasse, ercmärbar Hand- schuhe und einen hellen Sonnenschirm. Sie sah gebärdend aus.

Die kleine Fee lächelte und streckte mir ihre Hand entgegen, die ich mechanisch nahm. Sie schmolte und stampfte mit dem kleinen Fuß.

„Sie scheinen nicht sehr erfreut, mich zu sehen“, sagte sie mürrisch. Ich murmelte etwas von „entzückt, bezaubert sein“. Uebrigens keine Unwahrheit, denn eine Erscheinung wie diese war in meinem Leben keine alltägliche Erscheinung.

„Schön“, rief sie fröhlich. „Das ist doch ein Trost, denn man sagte mir, Sie würden mich gar nicht empfangen, oder — Sie würden mich — zur Thüre hinauswerfen.“

„Die Schlangen!“ sagte ich. „Aber ich kam doch! — Sie sind also nicht böse?“

„Was sollte ich sagen? — Sie ging im Zimmer auf und ab.“

„Wie gefällt Ihnen mein Kleid?“ fragte sie, sich vor mir drehend wie eine mit Uhrwerk aufgelegene Puppe. „Anfangs wollte ich grauen Atlas nehmen, mit einfachem Unterkleid, Besatz mit großen Falten, darüber Schrägfallen mit echtem Sammet eingefast, der Derrord vorn vieredig mit Auschnitten, hinten abgerundet und mit einer Schleiße zusammengekommen, darüber eine hübsche kleine Jacke mit offenen Aermeln im Style des Unterkleides — nicht wahr, das hätte auch allerliebt ausgesehen?“

Ich murmelte zustimmend, obwohl ich kein Wort von dieser Beschreibung verstand, die sie in einem Athem vorgetragen hatte.

„Aber ich kaufte diesen Lyoner Stoff, weil er mir zarter erschien; gefällt er Ihnen?“

„Ich bewundere Ihren Geschmack“, lispelte ich schwach, denn mir schwindelte fast. Wer war sie? Was wollte sie?

„Sie sind so lieb und gut. Wir werden gewiß recht gut miteinander auskommen!“ rief sie entzückt.

Sie hatte also die Absicht, dazubleiben. Meine Verwirrung stieg. „Nun denn,“ begann sie wieder, „zeigen Sie mir, wo ich meine Sachen ablegen soll und dann wollen wir uns ordentlich aussprechen.“

Ich deutete mechanisch in ein kleines Zimmer, das an die Bibliothek stieß. Sie eilte hinein. Ich sah wie versteinert. Sie legte rasch ab, trat wieder bei mir ein und sah sich mit einem prüfenden Blicke im Zimmer um.

„Entsetzlich schmutzig!“ sagte sie verächtlich. „Wann ist hier zuletzt rein gemacht worden?“

„Ungefähr vor einem Jahre“ meinte ich kleinlaut. Sie stieß einen hübschen kleinen Schrei aus.

„Vor einem Jahre! Schauderhaft! Wie kann man in einem solchen Zimmer sitzen? Hier muß man Ordnung schaffen!“

Alles das sagte sie sehr entschieden und ging sogleich an die Arbeit. Meinen Leinwandrock verbandelte sie in eine Schürze, band sich ein kleines Tuch um's Köpfchen, ergriff einen Handbesen und begann den Staub abzuwischen. Ich sah bald in einer Wolke, wie im Traume. Was bedeutet das? Ich blätterte in meinem Molière, aber er gab mir keine Auskunft.

War sie ein Engel, der einen Lichtstrahl auf meinen dünnen Lebenspfad warf? Vielleicht! Aber nein, — Engel sprechen nicht von Atlas und Sammet und Schrägfallen.

Pfötzlich machte sie eine Pause, schritt durch die Staubwolke, streckte die Arme aus und sagte: „Bitte, streifen Sie mir die Aermel auf, ich kann dann besser arbeiten.“

Ich träumte nicht, als ich ihren Wunsch erfüllte, denn Arme mit solchen Grübchen an den Ellenbogen kann man im Traume nicht erfinden. Ein Bildhauer wäre auf ein solches Modell stolz gewesen.

Nun wusch sie wieder Staub und sang dabei. Allerliebt — ich glaubte die Patti zu hören.

Dann zog sie einen Stuhl heran, legte Tuch, Schürze und Bürste ab und setzte sich neben mich. Sie schüttelte ihre Locken und begann: „Lieber Onkel, jetzt wollen wir uns aussprechen.“

„Also ihr Onkel! — Mein Kopf sentte sich etwas.“

„Sie wissen,“ fuhr sie fort, „daß Sie mir geschrieben haben, ich sollte auf dem Lande bleiben, bis Sie anders bestimmen. Aber ich wollte und mußte fort. Ich habe in zwölf Jahren dort kaum alle Monate einmal ein neues Gesicht gesehen, — das ist nicht zum Aushalten. Sie erinnern sich doch, daß Sie mich hinbrachten als ich sechs Jahre war? Ich beschloß also, nach der Stadt zu kommen. Sie sind doch nicht böse, Onkelchen? Sonst fahre ich zurück.“ —

„Mein liebes Kind,“ sagte ich kleinlaut, „wollen Sie die Güte haben, mir Ihren Namen zu nennen?“

Sie machte große Augen und lachte hell laut. „Aber es ist doch nicht möglich, daß Sie mich ganz vergessen haben! Ich bin doch die kleine Bes.“

„Die kleine Bes?“ wiederholte ich. „Besin Ludlow“, sagte sie ernsthaft. „Ihre Nichte!“

„Nein,“ sagte ich traurig, „nicht meine Nichte. Ich habe keine Nichte. Hier waltet ein Mißverständnis. Ich heiße Floyd.“

„Nun ja,“ sagte sie, „Sie sind mein Onkel Richard Floyd. Ich sah Ihren Namen an der Thüre und kam herein. Jetzt erinnern Sie sich doch meiner, nicht wahr?“

„Es thut mir leid, Sie enttäuschen zu müssen, Miß Ludlow, aber ich bin nicht Ihr Onkel. Sie haben wohl den Namen R. Floyd an der Thüre, aber ich heiße Robert.“

„Wo ist denn aber mein Onkel?“ fragte sie sehr betrübt. Ich muß bekennen, daß ich das nicht wußte. Sie sah sehr ungläubig aus und so erklärte ich ihr, daß man in einer großen Stadt auch die Leute nicht kenne, welche zufällig denselben Namen tragen.

„Aber wir wollen den Onkel bald finden“, fügte ich hinzu. „Hier ist ein Adressbuch: sein Name ist also Richard Floyd, — und seine Beschäftigung oder Profession?“

„Wie?“

„Nun, was thut er, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen?“

„Nichts. Er ist reich, fürchtbar reich!“

„Ach! ein Gentleman. Hier sind zwei Richard Floyds, beide Rentiers. Wir wollen hoffen, daß es Einer von Beiden ist. Bitte, machen Sie sich bereit, wir wollen den Onkel suchen!“

Bald waren wir auf der Straße. Meine Freunde sahen mich mit großen Augen an und blieben stehen, um der kleinen Bes nachzusehen.

Den ersten Herrn Floyd fanden wir im Begriffe, in seine Equipage zu steigen. Er sah plump, aufgeblasen aus. Ich berührte seine Schulter.

„Ihre Nichte, Mr. Floyd“, sagte ich und begann eine Erklärung. Er unterbrach mich mitten in meiner Rede.

„Unfinn! — denkt nicht d'ran, meine Nichte zu sein. Eine Abenteuerin — ohne Zweifel — ha! Sind wohl auch ein Schwindler? John, fahr zu!“

Ich handte ihm einen Fluch nach. Meine Gefährtin umklammerte wüthend ihre Schürze.

„Oh, ich könnte ihn prügeln!“ rief sie zornig. „Aber mein Onkel ist er nicht. Der ist ruhiger, vornehmer. Er hat mich nur einmal in elf Jahren besucht, — vermuthlich, weil ich eine arme Verwandte bin.“

Sie lachte, als ob eine arme Verwandte etwas Komisches wäre, was durchaus nicht der Fall ist. Darauf versuchten wir es mit dem zweiten Mr. Floyd. Das war der richtige Onkel. Er las gerade eine Predigt. Ich redete ihn an, stellte mich und seine Nichte vor, erklärte Alles und wollte mich empfehlen.

Er hielt mich zurück und fragte, ob ich ihm einen Gefallen erweisen wolle. Ich erklärte mich dazu bereit.

„Dann nehmen Sie diese junge Dame“, sagte er ruhig, „und setzen Sie sie in ein Eisenbahncoupé. Ich wünsche, daß sie sogleich nach der Cedernfarm zurückfährt.“

„Onkel!“ rief sie verzweifelt.

„Nichte!“ sagte er. „Thue, was ich befohlen. Ich bin Dein einziger Freund, erzürne mich nicht. Du machst mich zu Deinem Feinde, wenn Du nicht sofort zurückfährst! Gehe!“

Wir gingen. Sie schluchzte, sah aber schöner aus, als je.

„Ich kann nicht zurück“, sagte sie, „ich will nicht, ich schäme mich, ich fürchte mich.“ —

„Ja, was wollen Sie aber sonst thun?“ fragte ich.

„Das weiß ich nicht,“ sagte sie trögig, „aber zurück fahre ich nicht.“

Ich war wirklich in Verlegenheit. Was sollte ich, der dreißigjährige Junggeheile, mit dieser jungen Dame anfangen, die kaum achtzehn Winter zählte?

Pfötzlich kam mir ein Gedanke. „Ich will mich Ihrer annehmen, mein liebes Kind!“ sagte ich.

„Sie!“ rief sie erstaunt.

„Ja, ich! Heiraten Sie mich! Da Sie nicht meine Nichte sind, so seien Sie meine Frau! Wollen Sie?“

Sie antwortete nicht gleich, denn eine so wichtige Sache verlangt Ueberlegung. Aber nach zwei Minuten meinte sie:

„Sie gefallen mir!“

„Gott segne Sie für dieses Wort!“ erwiderte ich.

„Sie brauchen also Jemanden, der sich Ihrer annimmt, für Ihre Häuslichkeit sorgt?“

„Gewiß!“

„Nun, dann will ich Sie heiraten. A propos! — das Zimmer war ja erst zur Hälfte abgestäubt!“

Sie war himmlisch, ein Engel.

„Und das Zimmer ist so gemüthlich,“ fuhr sie fort, „ja, ja, ich habe es gleich gesagt, wir werden ganz gut miteinander auskommen.“

Wir umarmten uns und waren so glücklich, wie es sich in Worten nicht beschreiben läßt.

Jetzt sind wir verheiratet, — und dazu ist es auf diese Weise gekommen. Auch der reiche Onkel ist damit zufrieden, und wer weiß, wozu das gut ist!

Der Fahrenführer.

Wie die Wagen aufgerichtet, wird empört bei Sturm und Nacht, Donnernd aufeinander schlagen, wagt die blut'ge Menschenschlacht! Leuchtend bricht der Sonne Lichtstrahl durch des Pulvers dunklen Dampf, küßt der Kämpfer heiße Stirne, leuchtet zu dem tollen Kampf, küßt die todtten bleichen Rippen, die zerstückelt auf dem Grund, trägt sie in die Wolken, diese zieh' in's ferne Heimatland, Niederfall'n sie dann als Tropfen auf der armen Mutter Hand! . . . Fein des Kampfes auf dem Hasen ruht ein Krieger stumm und blaß, Seine Augen starr geöffnet, seine Brust vom Blute naß, Seine Hände suchen zuckend nach der Waffe, die zerstückelt — Hört er wohl den Ruf des Hornes, der vom Kampfruf zu ihm geht? Seine Lippen sprechen Worte — gelten sie der fernem Braut, Die vielleicht mit nassen Augen in die weite Ferne schaut — Gellen sie der alten Mutter, die vielleicht des Sohnes denkt, Den sie weinend, händeringend seinem Kaiser hat geschickt? Seine Augen flammen zündend, rasch erhebt sich die Gestalt, Leise röthen sich die Wangen und die Hände sind geballt; Seine Blicke irren suchend, leuchtend zu dem Kampfe hin, Dort ist seine Braut, sein Liebste, dort im Kampfe mitten d'rin: „Doch reich's Adler, schwing dich leuchtend — in der Sonne gold'nem Licht, Nur voraus den Heldenschlaaren, nur voraus, sie werden nicht! Flieg, mein Adler, meine Fahne, flieg, daß sie dich Alle seh'n! Wie die gold'ne Schwärze flattert, wie die Feder mich niederwarf, O — daß meine Brust durchschossen — daß der Feind mich niederwarf, Daß nicht ich Dich, theueres Kleinod, in das Treffen führen darf! He! sie flattert — Doch reich's Adler, warte niemals, flieg' nur flieg' — He! an deine fleggeroboten dunklen Fittig' Sieh' auf Sieg! Ha — was ist — wo ist die Fahne — rußt das Fieber mir das Licht — Meine Fahne ist verschwunden — meine Fahne flattert nicht! — Nein, dort raucht sie in des Kampfes totem, heißem Gemüth — Doch — sie schwanzt — sie wagt — o Gott, in meinen Adern rollt es schwül, Halt Cam'rad — Du darfst nicht fallen — Dir gab ich mein Kleinod hin — Taumelnd springt er von dem Hasen, seine Augen flammen, glüh'n, Seine Fittig' drückt die Wunde, seine Rechte faßt das Schwert, Drinnen steht er jubelnd, stehend in dem Kampfe weit empört — Pfändend laßt die gute Klinge, was sie preist, ein feines Pier, Daß der Feind ob diesem Pfeifen gleich nach jenemel Müßiggang sieh' — Hoch empor hält er die Fahne: „Dich hab' ich zur Braut erwählt — Und kein Mensch soll dich mir nehmen — so lang Kräfte den Arm mir schnell — Doch reich's Adler schwing dich siegreich — in der Sonne — gold'nem Licht — Doch reich's Krieger — können sterben — Dich verlassen aber nicht!“ E. D. Waldau.